am Strand? Mit anderen Mädchen, mit Jungen? Was für einen Badeanzug hatte sie getragen? Besaßen die Menschen damals so etwas überhaupt, oder badeten sie in ihren Kleidern, in der Unterwäsche? Musste es im Alltag meiner Mutter trotz allem nicht auch schöne, unbeschwerte Momente gegeben haben, so etwas wie den Überschwang der Jugend? Hat sie von Gedichten, von den neuesten Schlagern, von Jungen geschwärmt? Ist sie im Winter zur Eisbahn gegangen, wo es einen Schlittschuhverleih gab und wo ein Orchester spielte, zu dessen Klängen die jungen Leute sich über das Eis bewegten? Hat sie im Kulturpalast Theateraufführungen, Konzerte, Tanzveranstaltungen besucht? Hat einer der vielen Verehrer, die sie wahrscheinlich hatte, ihr gefallen? Oder hat sie insgeheim genau den einen geliebt, der sie nicht wollte? Hat sie von ihm geträumt und ihm Briefe geschrieben, die sie nie abgeschickt hat? Oder war mein Vater ihre erste Liebe? Hat sie ihn überhaupt jemals geliebt?

Während ich mich in Vorstellungen und Hypothesen verlor und in den Artikeln über das alte Mariupol nach Bausteinen, Splittern des Lebens meiner Mutter fahndete, das für mich mehr aus Lücken denn aus Sichtbarem bestand, suchte Konstantin weiter nach ihrer Schwester Lidia. Zahllose Spuren hatte er bereits vergeblich verfolgt, und als schließlich auch von der Gedächtnisstätte des einstigen Lagers in Medweshja Gora die Mitteilung kam, dass eine Strafgefangene mit dem Namen meiner Tante bei ihnen nicht verzeichnet sei, verlor ich die Hoffnung. Doch Konstantin wäre nicht Konstantin gewesen, wenn er aufgegeben hätte. Er machte weiter, und eines Tages stieß er im Internet auf eine Namensliste der «Opfer der Sowjetmacht von 1923 bis 1953». Allein für die Zeit von dreißig Jahren waren über vierzig Millionen Opfer angegeben. Der Name Iwaschtschenko fand sich



in der Liste neununddreißigmal, darunter auch eine Lidia Jakowlewna Iwaschtschenko.

Auf derselben Internetseite stand die Mailadresse eines Mannes namens Alfred Kramer, der in Odessa wohnte und bei der Suche nach Opfern professionelle Hilfe anbot. Konstantin fand einen Interneteintrag über ihn – er war Deutschrusse, Mitglied in verschiedenen Gremien in Odessa und mischte auf nicht ganz durchsichtige Weise in der Stadtpolitik mit. Wir schrieben ihn an, und bereits am Tag darauf teilte er Konstantin mit, dass er im staatlichen Opferarchiv in Odessa nachgesehen und dort die Akte der Gesuchten gefunden habe. Die Auftraggeberin aus Deutschland solle über Western Union zweihundert Euro an ihn überweisen, dann werde sie die Akte innerhalb weniger Tage in digitalisierter Form zugeschickt bekommen.

Konstantin riet mir, vorerst nichts zu überweisen, wir bräuchten erst einen Beweis dafür, dass es sich wirklich um die Akte meiner Tante handele. Als er den Odessiten um diesen Beweis bat, teilte der ihm mit, dass als Geburtsort des Opfers Warschau angegeben sei. Konstantin dankte ihm für seine Mühe, und wir begannen, uns Gedanken über ein anderes Vorgehen zu machen. Doch schon Stunden später wurde uns ein weiteres Detail aus der Akte präsentiert: Die Mutter des Opfers sei eine gewisse Matilda Iosifowna Iwaschtschenko, geborene De Martino.

Ich machte zum ersten Mal in meinem Leben eine Geldüberweisung in die Ukraine und begann zu warten. Vor Ungeduld sah ich zwanzigmal am Tag in meine Mailbox. Wir hatten sie tatsächlich gefunden, die unauffindbare, rätselhafte Lidia, der Name De Martino räumte alle Zweifel aus. Zwar gab mir Lidias Geburt im polnischen Ausland sofort neue Rätsel auf, doch Konstantin brachte wieder ein-

mal Licht ins Dunkel. 1911, im Geburtsjahr meiner Tante, gehörte nicht nur die Ukraine, sondern auch ein Teil Polens zum russischen Imperium. Demnach war Lidia im Inland geboren – blieb nur die Frage, warum so weit weg von Mariupol. Mir drängte sich sofort der Gedanke auf, dass der abgelegene Geburtsort für ihre inzestuöse Herkunft sprach. Ich wusste nicht, was für einen Sinn das ergab, aber ich stellte mir vor, dass Matilda nach Warschau geflohen war, um dort, weit entfernt von ihrem sozialen Umfeld, das Kind ihrer verbotenen Liebe zur Welt zu bringen. Zugleich erklärte ich mich für verrückt, weil ich die Hirngespinste meiner redseligen, übergeschnappten Cousine weiterspann.

Nach meiner Überweisung waren schon über zwei Wochen vergangen. Alfred Kramer hatte mir den Eingang des Geldes bestätigt, aber nun hörte ich nichts mehr von ihm. Ich war fast sicher, dass ich einem Betrüger auf den Leim gegangen war. Es konnte gar nicht sein, dass jemand freien Zugang zu einem staatlichen Opferarchiv hatte und ein privates Geschäft daraus machen durfte, Aktenkopien an Auftraggeber aus dem Ausland zu verschicken, von denen nichts weiter bekannt war als eine Mailadresse. Doch ich dachte wieder einmal mit meinem deutschen Gehirn. Alfred Kramer, so vermutete Konstantin, gab einen Teil des Geldes, das er von seinen Auftraggebern bekam, an einen Mitarbeiter des Archivs ab, dafür durfte er die entsprechenden Akten einsehen und kopieren – die übliche Methode in diesem Teil der Welt, aber immer wieder überstiegen die osteuropäischen Lebensgesetze meinen beschränkten westlichen Horizont. Dennoch, die Zeit verging, und es traf auch weiterhin nichts aus Odessa ein. Auf meine Nachfrage hin wurde mir erklärt, die Akte befinde sich in einem unerwartet desolaten Zustand, es sei mit viel Arbeit verbunden, die fünfhundert Seiten mit der verblichenen Schrift zu sichten, zu sortieren und in die richtige Reihenfolge zu bringen, ich solle mich noch ein wenig gedulden. Ich erblickte darin die zarte Ankündigung weiterer Geldforderungen wegen des hohen Arbeitsaufwands, aber schon zwei, drei Tage später liefen sechzehn Sendungen hintereinander in meiner Mailbox ein, eine bedrohliche Datenmenge in einzelnen ZIP-Dateien. Es musste in der Tat eine riesige Arbeit gewesen sein, jedes einzelne dieser offenbar schon halb in Auflösung begriffenen Blätter zu sortieren, in ein Gerät einzulegen und zu scannen. Ich war beschämt ob meines Misstrauens. Die von mir überwiesenen zweihundert Euro, die sich der Deutschrusse womöglich mit einem Zweiten teilen musste, waren für die geleistete Arbeit ein lächerlicher Lohn – abgesehen davon, dass das, was ich bekommen hatte, unbezahlbar war.

Die erste Seite der Akte bestand aus einem schief zugeschnittenen, verknitterten Stück Packpapier, auf das Polizeifotos von fünf Frauen und zwei Männern aufgeklebt waren. Man hatte sie so fotografiert, dass sie aussahen wie gefährliche Kriminelle. Nur ein einziges Foto der insgesamt acht Angeklagten fehlte: das von Lidia. Es war ganz offensichtlich entfernt worden, eine Leerstelle zwischen den anderen Fotos, unter der nur noch Lidias Name zu lesen war. Fast hätte ich geweint vor Enttäuschung.

Es folgte eine Flut von Vernehmungsprotokollen, Beschlüssen, Anordnungen, Verfügungen, der Haftbefehl, der Hausdurchsuchungsbefehl, die Anklageschrift und immer wieder Vernehmungsprotokolle. Achtzig Jahre altes Papier, von dem mich selbst von meinem Bildschirm der Geruch nach Moder anzuwehen schien, nach einem Kellerarchiv in Odessa, in dem Abertausende von Opferakten auf ihre Exhumierung warteten.

Aus Lidias Akte ging hervor, dass sie tatsächlich in Warschau geboren war und bis zu ihrem fünften Lebensjahr mit ihren Eltern dort gelebt hatte. Nachdem die Familie nach Mariupol zurückgekehrt war, kam sie im Haus meiner italienischen Urgroßeltern unter. Dort verbrachte Lidia die Jahre bis zum Antritt ihres Studiums in Odessa.

Immer waren meine Gedanken ins Leere gelaufen, wenn ich mir vorzustellen versuchte, unter was für einem Dach meine Mutter in Mariupol aufgewachsen war, nun schien es mir sicher, dass auch sie im Haus ihrer italienischen Großeltern gewohnt hatte. In Anbetracht des Reichtums, den Giuseppe De Martino mit seinem Kohlenhandel angehäuft hatte, musste es sich um ein großes, luxuriöses Haus gehandelt haben, das aber bei der Geburt meiner Mutter zweifellos schon zu Volkseigentum erklärt worden war. Wahrscheinlich war es vollgestopft mit fremden Menschen, den enteigneten Volksfeinden hatte man vermutlich nur einen Winkel in ihrem einstigen Haus gelassen. Gut möglich, dass meine Mutter unter Menschen aufgewachsen war, die sie hassten, für die solche wie sie Freiwild waren, denen jetzt nicht nur das Haus, sondern auch die Möbel, das Geschirr, die Teppiche ihrer Eltern gehörten, die vielleicht sogar ihre Kleider trugen, die den einstigen Blaublütlern und Angehörigen der besitzenden Klasse in der Gemeinschaftsküche in die Suppe spuckten und sie wahrscheinlich in jedem Moment völlig straffrei hätten umbringen dürfen.

Nachdem Lidia das Studium der Literaturwissenschaft in Odessa abgeschlossen hatte, so erfuhr ich aus ihrer Akte, kehrte sie nach Mariupol zurück und arbeitete dort kurzzeitig bei der Tageszeitung «Asowscher Proletarier», auf deren Namen ich gerade erst im Archiv von «Azov's Greeks» gestoßen war. Am 5. November 1933, im Alter von gerade einmal



zweiundzwanzig, wurde sie verhaftet. Man beschuldigte sie der Mitgliedschaft in einer antisowjetischen Vereinigung namens «Gruppe zur Befreiung des Proletariats» und klagte sie wegen volksfeindlicher, konterrevolutionärer Aktivitäten an. Das Ziel der angeblich im Jahr 1931 in Odessa gegründeten Vereinigung, die Keimzellen an verschiedenen Orten der Ukraine gebildet haben soll, bestand offenbar darin, die Sowjetmacht zu stürzen, da sie, so die Ansicht der Gruppenmitglieder, den Sozialismus verraten und einen arbeiterfeindlichen Staatskapitalismus etabliert hatte. Die Gruppenmitglieder, allesamt Studenten der Literaturwissenschaft, sollten Literaturzirkel in möglichst vielen ukrainischen Fabriken ins Leben rufen, und in diesen Zirkeln sollten die Arbeiter nach und nach aufgeklärt und für eine Konterrevolution gewonnen werden. Die konspirativen Treffen der Gruppe, so las ich, fanden in den Wohnungen der Mitglieder statt, mehrfach auch bei Lidia, die in Odessa bei einer Schwester ihres Vaters untergekommen war, bei ihrer Tante Jelena, der eleganten Frau in dem Brokatkleid mit Stuartkragen, die ich von dem Familienfoto mit der Zimmerpalme kannte und deren Namen ich nun in der Gerichtsakte ihrer Nichte Lidia wiederfand.

Wie war es wohl, als man sie am 5. November 1933 verhaftete, eine Zweiundzwanzigjährige, in meinen heutigen Augen fast noch ein Kind? Wann waren sie gekommen? Zu der von ihnen bevorzugten Zeit, nachts oder zeitig morgens, wenn alle noch schliefen, wenn man das Opfer schlaftrunken und schutzlos antraf? War auch meine dreizehnjährige Mutter in dieser Nacht von jenem unwidersprechlichen Klopfen an der Tür geweckt worden, das damals Millionen von Menschen Nacht für Nacht fürchteten? Hatte man gewusst, zumindest geahnt, dass Lidias Verhaftung bevorstand, oder

war es völlig überraschend gekommen? Hatte meine Mutter miterlebt, wie das Haus durchsucht worden war, wie man ihrer Schwester Handschellen angelegt und sie abgeführt hatte? Ich musste an Anna Achmatowas «Requiem» denken: *Früher Morgen war's, als sie dich holten. / Die Kinder weinten vor Schreck. / Ich folgte dir wie einem Toten. / Die Kerze zerfloss im Eck ...*

Bis zu ihrer Verurteilung verbrachte Lidia ein halbes Jahr in Untersuchungshaft in den Gefängnissen von Mariupol, Odessa und Donezk, etwa die Hälfte der Zeit in Kellerhaft. Die Vernehmungsprotokolle, die annähernd dreihundert Seiten umfassten, waren laut Konstantin eine Farce. Die Aussagen der Angeklagten wurden damals verfälscht, manipuliert, durch Drohungen und Gewaltanwendung erpresst. Und – da Menschen allein für das Erzählen eines Witzes erschossen wurden – auf jeden Fall immer im Zustand von Todesangst gemacht. Nicht selten vergewaltigten die Vernehmer weibliche Angeklagte, sie wurden gefoltert oder kamen auf das sogenannte Verhörfließband, wo sie wegen akuten Schlafentzugs schon bald nicht mehr wussten, was sie sagten. Das spielte allerdings gar keine Rolle, denn zumeist wurden die Vernehmungsprotokolle den Angeklagten entweder diktiert, oder sie stammten aus der Feder des Vernehmers, der unter Erfolgsdruck von oben stand und ein Vernehmungsresultat im Sinne seiner Vorgesetzten abliefern musste. An der Wahrheit war niemand interessiert. Es ging nur darum, das tägliche Soll der Vernichtungsmaschinerie zu erfüllen, Stalins unersättliches Verlangen nach Menschenopfern zu befriedigen.

In der Tat hatten Lidias Aussagen keine Ähnlichkeit mit wörtlicher Rede, schon gar nicht mit der eines Menschen, der in Todesangst sprach. Dem Inhalt nach waren alle Protokolle gleich, bestanden aus vorgefertigten, schablonenhaften Formulierungen. Angeblich hatte Lidia alle ihre Genossen verraten, sie nannte Namen und Adressen, schilderte Lebenshintergründe und Aktivitäten innerhalb der Gruppe, beschrieb detailliert Charaktere. Mit einschläfernder Monotonie und in absurder epischer Breite wurden von Protokoll zu Protokoll dieselben ideologischen und politischen Diskussionen der Gruppe wiedergegeben, ihre gemeinsamen Lektüren aufgezählt, die Einübung konspirativer und agitatorischer Verhaltensweisen beschrieben, immer wieder wurden die zehn Punkte des von der Gruppe verfassten politischen Manifestes zitiert. Ohne jeden Zusammenhang beteuerte Lidia, sie habe sich längst von ihrer aristokratischen Herkunft losgesagt, sie verurteile ihren Großvater Giuseppe De Martino, den Großexporteur der Donbass-Kohle, als Ausbeuter des ukrainischen Volkes, ihre Eltern, so versicherte sie, hätten nie etwas besessen und seien lediglich Untermieter im einstigen elterlichen Haus. Das war die einzige Stelle in den Protokollen, die mir authentisch erschien, vielleicht Lidias verzweifelter Versuch, den Kopf aus der Schlinge zu ziehen, indem sie sich von ihrer Herkunft distanzierte. Alle Protokolle endeten mit ein und demselben Bekenntnis, das vielleicht ein wohlmeinender Vernehmer formuliert hatte:

> Schon lange vor dem heutigen Tag habe ich erkannt, welch großen Schaden meine Gleichgesinnten und ich dem sowjetischen Volk mit unseren konterrevolutionären Aktivitäten zugefügt haben. Ich habe aus politischer Naivität und Unwissenheit gehandelt, unter dem Einfluss unserer Anführerin Bella Glaser, die mit ihrer außerordentlichen Bildung und ihrem

Charisma einen starken Eindruck auf mich gemacht und mich zu falschen Gedanken und Handlungen verführt hat. Reinen Herzens habe ich im Angesicht der sowjetischen Diktatur des Proletariats alles zu Protokoll gegeben, was ich über die «Gruppe zur Befreiung des Proletariats» weiß. Mir ist bewusst, dass meine Schuld vor der Sowjetmacht nicht nur in meinen falschen Überzeugungen und Aktivitäten innerhalb der Gruppe besteht, sondern auch darin, dass ich das alles verschwiegen habe. Ich habe mich zutiefst schuldig gemacht, hoffe aber, dass ich mit meinen wahrheitsgetreuen, offenherzigen Aussagen einen Teil meiner Schuld sühnen konnte und dass es mir in Zukunft erlaubt sein wird, ehrliche Arbeit für mein sowjetisches Vaterland zu leisten.

Die Zeiten hatten sich seit dem Sturz des letzten Zaren dramatisch verändert, aber die Methoden der Bestrafung von Abtrünnigen waren dieselben geblieben. Alle Angeklagten der Gruppe wurden zu drei Jahren Straflager «jenseits der Grenzen der Ukraine» verurteilt. Angesichts der Tatsache, dass es sich um staatsfeindliche Verschwörer handelte, die das System hatten stürzen wollen, war das Urteil von unerklärlicher Milde. Nur Bella Glaser kam nicht mit dem Leben davon. Die Anführerin, die ihre politischen Aktivitäten in einem sibirischen Lager fortsetzte, wurde erneut überführt und zum Tod durch Erschießen verurteilt. Ich betrachtete sie auf dem Polizeifoto: eine junge, unverkennbar intellektuelle Frau mit Baskenmütze und einer runden Trotzkibrille, laut Akte eine Jüdin. Zehn Jahre später wäre sie wahrscheinlich von den deutschen Nazis ermordet worden, wenn das nicht bereits die sowjetische Geheimpolizei erledigt hätte.



Ob Lidia wirklich eine antisowjetische Aktivistin war, ob es die «Gruppe zur Befreiung des Proletariats» überhaupt gegeben hatte oder ob es sich um eine Erfindung der Geheimpolizei handelte, einen Vorwand, um Menschen wie Lidia für ihre Herkunft zu bestrafen, wiewohl sie die Schwester eines Parteimitglieds von Stanislaw Kossiors Gnaden sowie die Tochter eines Altbolschewisten war, der für seine Überzeugung mit zwanzig Jahren Verbannung bezahlt hatte – auf alles das gab es keine Antwort. Aber sollte Lidia es wirklich gewagt haben, sich gegen Stalins Diktatur zu stellen, musste sie ein ganz anderer Mensch gewesen sein als meine Mutter. Es sah danach aus, als seien die Schwestern geradezu Antipoden gewesen. Lidia die Starke, die Mutige, die vielleicht schon fast Halsbrecherische, meine Mutter, das schien mir sicher, schon als Kind übersensibel, ängstlich, wehrlos. Lidia war wenigstens in ihren ersten Lebensjahren ein sattes, behütetes Kind gewesen, meine Mutter hatte nie etwas anderes kennengelernt als Hunger und Angst. Vielleicht machte das den entscheidenden Unterschied zwischen den Schwestern aus.

Aus der Akte ging hervor, dass Lidia nicht umgekommen war, dass sie entgegen der Vermutung meiner Kiewer Cousine die Verbannung überlebt hatte. Unter den Papieren fand ich einen Rehabilitationsantrag, den sie fünfundfünfzig Jahre nach Ablauf ihrer Verbannungsstrafe gestellt hatte, im Jahr 1992, gleich nach dem Untergang der Sowjetunion. Zu dieser Zeit war sie einundachtzig Jahre alt. Dem Antrag wurde nach einer kurzen Bearbeitungsfrist stattgegeben. Für drei Jahre Lagerhaft erhielt Lidia eine Wiedergutmachung in Höhe von 115425 Rubeln. Damals, so rechnete Konstantin aus, konnte man für dieses Geld etwa fünfhundert weiße Brötchen kaufen, das ergab nicht einmal ein halbes

Brötchen pro Lagertag. Zudem hatte die Inflation der postsowjetischen Ära zu jener Zeit ihren Höhepunkt erreicht, das Geld verfiel so schnell, dass Lidias lächerliche Entschädigungssumme wahrscheinlich schon ein paar Tage später nichts mehr wert war.

Der Rehabilitationsantrag war handschriftlich verfasst – eine kleine, schräge Schrift, erstaunlich fein und regelmäßig für eine Einundachtzigjährige. Oben auf dem Blatt stand die Adresse: Zum Zeitpunkt der Antragstellung im Jahr 1992 wohnte Lidia in Klimowsk, einer kleinen Stadt fünfzig Kilometer entfernt von Moskau. Ich gab die Adresse bei Google Maps ein, und mir wurde nicht nur die Straße gezeigt, sondern, ich rieb mir erstaunt die Augen, auch ein Satellitenbild von Lidias Haus. Bis zu den Fenstern der Schwester meiner Mutter war ich vorgedrungen, bis zu der Haustür, durch die Lidia einst ein und aus gegangen war. Ein typisch sowjetischer Fünfzigerjahrebau, sehr ansehnlich, mattrosa Anstrich, Wintergärten, Loggien, nichts von osteuropäischer Verwahrlosung. Auf der gegenüberliegenden Straßenseite ein Birkenwäldchen, sichtbare Stille mitten in der Stadt, gleich nebenan ein Supermarkt, in dem Lidia vermutlich eingekauft hatte. Ich wusste nicht, welche Fenster zu ihrer Wohnung gehört hatten, aber ich wusste, dass ich sie sah. Eine wundersame Technik, mit der man von seinem Schreibtisch aus in die entlegensten Winkel der Erde sehen konnte, zeigte mir ein Haus, in dem die Schwester meiner Mutter mindestens bis zu ihrem einundachtzigsten Lebensjahr gewohnt hatte. Ich fühlte ein brennendes Bedauern. Wie oft war ich als Dolmetscherin in Moskau gewesen, zum ersten Mal bereits 1972, als Lidia gerade einmal einundsechzig Jahre alt war. Mich hatte kein Abgrund, keine Ewigkeit von der Vergangenheit meiner Mutter in der Ukraine getrennt,



es war nur ein Katzensprung. Wenn Lidia schon damals in Klimowsk gewohnt hatte, wäre ich mit der S-Bahn in einer Stunde bei ihr gewesen.

Jetzt wusste ich auch, dass Lidias Verbannungsfrist bereits seit fünf Jahren abgelaufen war, als Matilda sich kurz vor Kriegsanfang auf den Weg nach Medweshja Gora machte, um ihre Tochter zu besuchen. Was hatte Lidia nach ihrer Freilassung an diesem Weltende festgehalten? War es ein dort lebender Mann, den sie geheiratet hatte? Was lag zwischen der Lagerpritsche in Medweshja Gora und dem städtischen Fünfzigerjahrebau mit Zentralheizung und Warmwasser in der Nähe von Moskau? War Lidia nach ihrer Verhaftung überhaupt jemals nach Mariupol zurückgekehrt, oder hatte sie die Stadt danach nie wiedergesehen? Hatte sie eine Familie gehabt, Nachkommen, nach denen ich suchen konnte? Dagegen sprach ihr Mädchenname, der in ihrem Rehabilitationsantrag stand und dem allein ich verdankte, dass ich sie gefunden hatte. Ich sah eine dieser russischen Greisinnen vor mir, die noch in der Zarenzeit geboren waren, die die Revolution, den Gulag, den Krieg und alle nachfolgenden Katastrophen ihres Landes überlebt hatten, winzige alte Frauen, die der Hunger gelehrt hatte, immer ein Stück Brot im Schrank aufzubewahren, und die aussahen wie Heilige, wie weißes Papier, fast wie Luft. Ihre Körper hatten so vielen Toden getrotzt, dass sie unsterblich schienen. Lidia wäre jetzt einhundertzwei Jahre alt gewesen, und ich hielt es nicht für ausgeschlossen, dass sie noch lebte.

Wie ich mir jetzt leicht ausrechnen konnte, war meine Mutter gerade einmal acht oder neun Jahre alt, als Lidia zum Studieren nach Odessa ging. Und eigentlich war das bereits der Abschied für immer. Nach Abschluss ihres Studiums kam Lidia zwar noch einmal nach Mariupol zurück, aber

nicht für lange. 1933 wurde sie verhaftet, da war meine Mutter dreizehn Jahre alt. Vielleicht hatte sie in Deutschland keine sehr lebendige Erinnerung mehr an ihre Schwester, zumal man nach deren Verhaftung vielleicht nur noch hinter vorgehaltener Hand von ihr gesprochen hatte. Als Konterrevolutionärin war sie eine Gefahr für alle geworden, die sie kannten, erst recht für ihre Angehörigen. Vermutlich hatte meine Mutter das Schweigen über ihre Schwester schon aus der Ukraine mitgebracht und es in Deutschland fortgesetzt – aus jener eingefleischten Angst heraus, über die die Ratio keine Macht besitzt.

Über die Geschwister meiner Mutter wusste ich inzwischen beinah mehr als über sie selbst. Unter anderem wusste ich, dass Sergej Gesang studiert hatte und Lidia Literaturwissenschaft. Das erfüllte mich mit einem Gefühl fast mystischer Verbundenheit mit ihnen. Ich musste tatsächlich von ihnen herkommen, denn über alle Abgründe unserer verschiedenen Zeiten und Welten hinweg teilte ich mit ihnen genau jene zweite Welten, die mein Zuhause waren – mit Lidia die Welt der Literatur, mit Sergej die Welt der Musik. Doch was teilte ich mit meiner Mutter? Ich zerbrach mir den Kopf darüber, welches Studienfach es wohl war, das sie gewählt hatte, aber jedes Mal, wenn die Erinnerung schon greifbar schien, entglitt sie mir wieder. Ich wusste nur noch, dass meine Mutter ihr Universitätsexamen mit Auszeichnung abgeschlossen hatte, zumindest hatte mein Vater das des Öfteren mit Stolz erwähnt, obwohl die Geisteskrankheit, an der meine Mutter nach seiner Ansicht litt, für ihn eigentlich nicht vereinbar sein konnte mit dem, was er unter intellektueller Leistung verstand.

Sollte meine Mutter tatsächlich als Lehrerin am ehemaligen Gymnasium ihrer Tante Valentina gearbeitet haben,



hatte sie sicher Fächer für das Lehramt studiert. War es vielleicht Germanistik, die deutsche Sprache, in die sie schon eingeweiht war durch ihren Vater, den Sohn der baltendeutschen Anna von Ehrenstreit? Konnte es sein, dass sie sich ihre auffallend guten Sprachkenntnisse in so kurzer Zeit in Deutschland angeeignet hatte, oder musste sie sie nicht vielmehr schon aus der Ukraine mitgebracht haben? Nie war sie in Deutschland eine Sprachlose gewesen wie mein Vater, wie die meisten anderen in den Lagern. In all ihrer Unterlegenheit war sie meinem Vater in der Fremde überlegen, weil sie verstand und verstanden wurde, die Zeichen ihrer Umwelt viel besser deuten konnte als er, für den Deutschland sein Leben lang ein Buch mit sieben Siegeln blieb. In der deutschen Außenwelt kehrten die Rollen meiner Eltern sich um. Auf Ämtern und an allen anderen Schaltstellen der deutschen Welt war mein Vater der Stumme und Taube, abhängig von ihr. Und so etwas konnte ein Mann wie er einer Frau wahrscheinlich nicht verzeihen, wahrscheinlich hasste er meine Mutter auch dafür.

Dass meine Mutter vor dem Krieg noch sehr jung war, sprach nicht dagegen, dass sie schon damals einen Lehrerabschluss hatte. Zu der Zeit war in der Sowjetunion an ein fröhliches Studentenleben nicht zu denken. Das Studierendürfen war ein Privileg, das man sich durch Fleiß und Leistung verdienen musste, mit dem Ziel, so bald wie möglich am Aufbau des Sozialismus mitzuarbeiten. Mit zwanzig, einundzwanzig Jahren konnte meine Mutter also durchaus schon vor einer Klasse gestanden und unterrichtet haben.

Vieles, worüber ich rätselte und was ich jetzt auf labyrinthischen Umwegen suchte, hätte ich wahrscheinlich den Papieren entnehmen können, die in unserem Keller gelagert hatten, als wir am Rand einer deutschen Provinzstadt

in der Enklave für ehemalige Zwangsarbeiter lebten, der letzten Station meiner Mutter. Die Papiere, die sie aus der Ukraine mitgebracht hatte, unter anderem ihre Zeugnisse, die in Deutschland vermutlich nie jemanden interessierten, lagen in einer Blechschachtel, deren Deckel mit dem Relief einer deutschen Burg verziert war. Ich hatte die modrig riechenden, mit kyrillischen Schriftzeichen bedeckten Blätter im Keller oft betrachtet – einzelne Wörter konnte ich bereits entziffern, da meine Mutter mir schon vor meinem Antritt in der deutschen Schule das russische Alphabet beigebracht hatte –, aber eines Tages, ich war etwa acht Jahre alt, beschloss ich, dass wir diesen alten Papierkram nicht mehr brauchten, jedenfalls brauchte ich ihn nicht mehr. Als ich wieder einmal in den Keller geschickt wurde, um Kohlen zu holen, beging ich eines der schlimmsten Verbrechen meiner Kindheit. Ich nahm die Schachtel mit den Papieren und versenkte sie in der Mülltonne, die unter der Treppe im Keller stand. Für meine Herkunft, die ich so hasste, sollte es keine Beweise geben, für immer sollten sie verschwinden. Später, nach dem Tod meiner Mutter, suchte mein Vater nach den Papieren und ahnte natürlich nicht, dass sie auf irgendeiner Müllhalde gelandet und dort wahrscheinlich längst verrottet waren. Er dachte, jemand hätte sie aus unserem Keller gestohlen, vielleicht einer der sowjetischen Spione, von denen er sich stets umzingelt sah.

Konstantin und ich machten uns auf die Suche nach Lidias potenziellen Nachkommen. Da die meisten Wohnungen in der ehemaligen Sowjetunion Eigentumswohnungen waren und die Menschen sehr viel seltener umzogen als in der mobilen westlichen Welt, war Konstantin sich sicher, dass in dem Haus in Klimowsk Menschen wohnten, die Lidia noch gekannt hatten, vermutlich sogar Verwandte, die ihre



Wohnung geerbt hatten und nach ihrem Tod eingezogen waren. Konstantin riet mir, einen Brief dorthin zu schicken, an die Adresse, die auf Lidias Rehabilitationsantrag stand. Aufs Kuvert sollte ich Lidias Namen schreiben und «oder Verwandte/Nachbarn» hinzufügen. Außerdem schrieben wir eine E-Mail an die Stadtverwaltung von Klimowsk und baten um Auskunft über meine Tante und ihre Nachkommen, sofern sie welche hatte. Dieser Versuch erschien mir wenig erfolgversprechend. Auch in Russland musste es ein Minimum an Datenschutz geben, den Behörden konnte es nicht erlaubt sein, Wildfremden Auskunft über ihre Bürger zu geben, erst recht dann nicht, wenn es sich um eine sang- und klanglose Anfragerin aus dem Ausland handelte, die ihre Verwandtschaft mit der gesuchten Person durch nichts belegen konnte. Ohnehin hatten wir schon oft Behörden angeschrieben und nie eine Antwort bekommen, alles, was wir inzwischen an Information besaßen, hatten wir auf anderen Wegen gefunden. Aber ich tat, was Konstantin mir geraten, zumal ich nichts zu verlieren hatte, und es geschah wieder einmal eines der obligatorischen Wunder, an die ich schon fast gewöhnt war auf dieser Suche. Schon ein paar Tage später erreichte mich eine E-Mail des Standesamtes von Klimowsk. Ich las:

Sehr geehrte Natalia,
auf Ihre Anfrage, die Sie über das Internet an die Stadtverwaltung gerichtet haben, teilen wir Ihnen Folgendes mit: Aus den Unterlagen des Standesamtes von Klimowsk geht hervor, dass Lidia Jakowlewna Iwaschtschenko am 22.08.2001 verstorben ist. Ihre Tochter Jelena Jurjewna Zimowa ist am 10.10.2001 verstorben. Zurzeit wohnt in der Wohnung in der

Roschtschinskaja-Straße Nr. 5 Kiril Grigorjewitsch Zimow, der Enkel von Lidia Iwaschtschenko. Über mehr Information verfügen wir leider nicht.
Hochachtungsvoll,
Swetlana Lichatschowa,
Leiterin des Standesamtes

Am meisten verblüffte mich der letzte Satz. Welche Informationen hätten noch über die hinausgehen können, die ich mit dieser E-Mail bereits bekommen hatte? Was hätte «mehr» sein können als die Adresse von Lidias Enkel? Hätte mir jemand in diesem Augenblick die so oft bemühte Frage nach dem Wesen der russischen Seele gestellt, hätte ich als Beispiel, ohne zu zögern, Swetlana Lichatschowa vom Klimowsker Standesamt genannt. Sie hatte nicht als Beamtin gehandelt, sondern als Mensch, und hatte mir, einer Fremden aus Deutschland, den Schlüssel zu Lidias Leben in die Hand gegeben und damit vielleicht auch den Schlüssel zum Leben meiner Mutter.

Lidias Todesdatum, das in der E-Mail aus Klimowsk stand, besagte, dass sie nach ihrem Rehabilitationsgesuch noch zehn Jahre gelebt hatte und demnach einundneunzig Jahre alt geworden war. Noch vor zwölf Jahren hätte ich sie in dem mattrosa gestrichenen Fünfzigerjahrebau gegenüber dem Birkenwäldchen in Klimowsk antreffen können. Sie hatte fünfundfünfzig Jahre länger gelebt als ihre Schwester, meine Mutter. Zum letzten Mal hatte sie sie wahrscheinlich an dem Tag gesehen, an dem sie verhaftet wurde. Konnte sie sich überhaupt noch an sie erinnern, als sie fast siebzig Jahre später starb? Vermutlich war sie doch verheiratet gewesen, jedenfalls hatte sie eine Tochter gehabt, meine Cousine Jelena, die aber ebenfalls schon tot war.



Nachdem ich die E-Mail vom Klimowsker Standesamt an Konstantin weitergeschickt hatte, ging alles sehr schnell. Auf Anhieb fand er einen Kiril Grigorjewitsch Zimow bei «Odnoklassniki», einem in Russland populären sozialen Netzwerk. Dieser Mann wohnte in Klimowsk und war einundvierzig Jahre alt. Beides sprach dafür, dass es sich um Lidias Enkel handelte. Konstantin hinterließ ihm eine Nachricht mit meiner Mailadresse und schickte mir sein Profilfoto von der Netzwerkseite. Ich erschrak. Während meiner Suche hatte ich mich daran gewöhnt, dass meine Verwandten gut aussehende, gebildete Menschen waren, jetzt war ich offenbar am dicken Ende des Ganzen angelangt. Ich blickte in das stumpfe, apathische Gesicht eines Mannes, der aussah wie ein aufgedunsenes Riesenbaby. Offenbar einer jener russischen Proletarier, die Lidia, seine Großmutter, einst hatte befreien wollen. Er saß auf einem schäbigen Sofa, hinter ihm eine speckige Tapete im stereotypen russischen Barockdesign – eine der postsowjetischen Behausungen, in denen der feste Mitbewohner meist Alkohol hieß.

Wäre es die erste Aufnahme gewesen, die ich von der Familie meiner Mutter zu Gesicht bekommen hätte, wäre ich nicht im Geringsten verwundert gewesen: Sie hätte meine Erwartungen nur bestätigt. Im Vergleich zu der Welt, in der meine Mutter in Deutschland gelebt hatte, strahlte das Foto sogar etwas von Behaglichkeit aus, von jener bürgerlichen Sicherheit, die mir als Kind so erstrebenswert erschien. Aber wie war der Anblick dieses Mannes mit all den anderen zu vereinbaren, deren Fotos ich bisher gesehen hatte? War das der bedauernswerte Rest der Familie?

Erst jetzt, als ich die E-Mail vom Klimowsker Standesamt zum vierten oder fünften Mal Wort für Wort las, fiel mir ein merkwürdiges Detail auf. Lidia war am 22. August

2001 gestorben, ihre Tochter Jelena am 10. Oktober desselben Jahres, also nur sieben Wochen später. Was hatte das zu bedeuten? Es war nicht schwer, sich eine greise Mutter vorzustellen, deren Lebenslicht vom Tod eines Kindes gelöscht wird, aber warum starb eine Tochter gleich nach ihrer einundneunzigjährigen Mutter? Hatte sie, eine vermutlich auch schon ältere Frau, an einer schweren Krankheit gelitten und den Tod der Mutter nicht verkraftet? Jedenfalls war es kaum vorstellbar, dass zwischen den beiden Toden kein Zusammenhang bestand.

Ich war inzwischen ein gebranntes Kind und fragte mich, ob sich dahinter nicht irgendein neues Familienverhängnis verbarg, zumal ich noch ein anderes irritierendes Detail in der E-Mail des Standesamtes entdeckte. Ich hatte mit Kiril Zimow, der, wenn ich richtig rechnete, mein Neffe zweiten Grades war, eine seltsame Gemeinsamkeit. Unsere Mütter waren zwar in einem Abstand von fünfundvierzig Jahren gestorben, aber beide an einem 10. Oktober. Ich konnte mich nicht gegen den Gedanken wehren, dass das keine zufällige Koinzidenz war, dass das alles auf eine geisterhafte Weise zusammenhing, dass sich irgendwo im Unsichtbaren schon wieder ein unheilvoller Familienknoten für mich schürzte.

Noch hegte ich die leise Hoffnung, dass das Foto von der Netzwerkseite gar nicht Lidias Enkel zeigte, dass es sich nur um eine Namensgleichheit handelte, doch das Glück, das mich auf dieser Suche begleitete, blieb mir treu. Ich hatte schon wieder einen Verwandten gefunden. Mein Notebook meldete mir den Eingang einer Mail von Kiril Zimow. Ich las:



Guten Tag, Natalia!
Ich habe die Nachricht bekommen, dass Ihre Mutter die Schwester meiner Großmutter war und dass Sie auf eine E-Mail von mir warten. Ich weiß, dass meine Großmutter einen Bruder und eine Schwester hatte, und ich weiß, dass sie Sergej und Jewgenia hießen. Von Sergej weiß ich nichts, nur dass er Opernsänger war, meine Großmutter hatte eine Schallplatte mit seiner Stimme, die sie mir oft vorgespielt hat. Von Jewgenia, Ihrer Mutter, habe ich gehört, dass sie einen amerikanischen Offizier geheiratet hat und in die USA ausgewandert ist. Meine Großmutter Lidia hat lange nach ihr gesucht, aber erfolglos. Damals gab es noch kein Internet.

Meine Großmutter hatte zwei Kinder, Jelena, meine Mutter, und Igor, meinen Onkel. Meine Mutter ist tot, mein Onkel wohnt in Miass, aber seine Adresse habe ich leider nicht. Ich wohne mit meiner Frau und zwei Kindern in der ehemaligen Wohnung meiner Großmutter. Anbei schicke ich Ihnen ein paar Fotos.
Hochachtungsvoll,
Kiril Zimow

Ich öffnete den Anhang. Da war sie … Lidia, die so lange Verschollene, die Totgeglaubte, deren Namen ich noch vor gar nicht langer Zeit auf einer kleinen Gedenktafel an einem Baum in Karelien vermutet hatte. Sie war meiner Mutter nicht sehr ähnlich, aber sie erschien mir sonderbar vertraut – als blickte ich auf das Bild, das ich mir aus dem Nichts von ihr gemacht hatte. Eine ernste, zarte, stolze Frau mit einem sehr geraden, forschenden Blick, von dem man nicht genau hätte sagen können, ob er offen für das Messer oder selbst

das Messer war. Ein Blick, der sich mit einem unsichtbaren Gegenüber zu messen schien und sich unter keinen Umständen als erster senken würde. Kurz geschnittene dunkle Locken, ein schlichtes Sommerkleid mit weißem Kragen. Ich konnte nicht erraten, wie alt Lidia auf diesem Foto war, ob es noch aus der Zeit vor dem Lager stammte oder schon aus der Zeit danach, aber wenn Medweshja Gora hier schon hinter ihr lag, dann hatte sie den Versuch, sie zu brechen, völlig unbeschadet überlebt.

Auf dem zweiten Foto sah ich eine vollkommen andere Frau. Ich schätzte sie auf etwa fünfzig Jahre, sie sah grimmig aus, hart, undurchdringlich, wie eine uneinnehmbare Festung, eine Sphinx. Hier sah man, wie mir schien, die Überlebende der Vernichtungsmaschinerie, zusätzlich geschliffen und verschlissen von der Zeit danach, den langen Jahren zermürbenden sowjetischen Alltags. Auf diesem Foto hatte sie etwas von jenem Homo sovieticus, den ihr Enkel zu verkörpern schien. Der war hier als etwa Dreijähriger neben seiner Großmutter zu sehen, ein dickes ernstes Kind, das wie aus weißem Marshmallow bestand. Man sah ihm seine spätere Wuchtigkeit schon deutlich an.

Ein drittes Foto zeigte Lidia als Greisin. Alles Harte, Verbitterte war wieder von ihr abgefallen, eine winzige, hauchzarte alte Frau mit schneeweißem, aber immer noch vollem Haar, durch die zerknitterte Haut schimmerte die junge Lidia hindurch. Sie saß aufrecht in einem Sessel, tadellos gekleidet und frisiert, um den Hals eine Perlenkette, die dünnen Beinchen in Nylonstrümpfen mit damenhafter Akkuratesse vor sich aufgestellt.

Nach ihrer Ehescheidung, schrieb mir Kiril, lebte sie noch mehr als dreißig Jahre allein und konnte sich bis zum Schluss auch selbst versorgen. Bis zuletzt war sie sehr agil



und diszipliniert, machte täglich Gymnastik und nahm ihre Mahlzeiten immer um die dieselbe Uhrzeit ein. Fast bis zu ihrem siebzigsten Lebensjahr arbeitete sie als Lehrerin für russische Sprache und Literatur und blieb geistig immer vollkommen klar. Im Juli des Jahres 2001 stürzte sie in ihrer Wohnung und brach sich den Oberschenkelhals. Wenig später starb sie im Krankenhaus an Herzversagen.

Über ihre Lagerzeit wusste Kiril nur, dass sie als Lehrerin in einer Strafkolonie für kriminelle Kinder und Jugendliche eingesetzt war und wahrscheinlich nur deshalb überleben konnte. Sie hatte in Medweshja Gora geheiratet, ihr Sohn Igor, der im Lager geboren war, musste jetzt etwa fünfundsiebzig sein. Kiril hatte seit langem keinen Kontakt mehr zu ihm, aber er wusste, dass er hinter dem Ural lebte, in der sibirischen Stadt Miass.

Matilda, seine Urgroßmutter, hatte Kiril nicht mehr kennengelernt, sie war fünf Jahre vor seiner Geburt gestorben. Aber er erinnerte sich noch gut, wie er als Kind mit Lidia, seiner Großmutter, im Zug von Klimowsk nach Woskressensk gefahren war, um ein selbstgezimmertes Kreuz zum Grab der Urgroßmutter zu bringen. Sofort sah ich es vor mir: eine ältere Frau und ein kleiner Junge, die im Zug ein Holzkreuz transportierten und in Woskressensk zum Friedhof trugen. Das Holz für das Kreuz hatten sie vorher wahrscheinlich aus dem Wald geholt, vielleicht aus dem Birkenwäldchen, das auf dem Satellitenbild von Lidias Haus zu sehen war. Ein dilettantisch zusammengenageltes russisch-orthodoxes Holzkreuz mit dem traditionellen Querbalken, das jetzt auf dem Friedhof von Woskressensk stand, der Stadt, deren Name Sonntag und Auferstehung bedeutete. Sicher war eine kleine Tafel mit dem Namen Matilda De Martino oder

Matilda Iwaschtschenko an dem Kreuz befestigt, ein emailliertes Medaillon mit Foto, wie es in Russland üblich war.

Der Gedanke an Matildas Grab war ein tröstlicher für mich. Im Gegensatz zu meiner Mutter hatte ich für sie nun einen Ort. Jetzt wusste ich, dass sie im Krieg nicht von einer deutschen Bombe in Stücke gerissen worden, sondern mit sechsundachtzig Jahren eines natürlichen Todes gestorben war und seitdem auf dem Friedhof von Woskressensk lag, unter einem von ihrer Tochter fabrizierten Holzkreuz, auf dem ihr Name stand.

Inzwischen war auch mein postalischer Brief bei Kiril eingegangen. Der Postbote hatte Lidia tatsächlich noch gekannt und gewusst, dass Kiril ihr Enkel war. Auch das war ein russisches Wunder, nur hätten wir, Konstantin und ich, es dank Swetlana Lichatschowa vom Klimowsker Standesamt gar nicht mehr gebraucht.

Ich sprach Kiril auf die Schallplatte mit dem Gesang von Sergej an, die ihm Lidia in der Kindheit angeblich vorgespielt hatte. Eigentlich konnte das nicht sein, denn meine Cousine Jewgenia, die jeden Ton ihres Vaters heiligte, hatte immer wieder beklagt, dass es von seiner Stimme keine einzige Aufnahme gebe. Auch Konstantin hatte schon Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt, um ein Tondokument von ihm aufzutreiben, aber trotz Sergejs Engagements an den bedeutendsten Theatern der einstigen Sowjetunion war er wie getilgt aus den Annalen der sowjetischen Operngeschichte. Doch Kiril blieb bei seiner Behauptung, er habe die Stimme noch genau im Ohr und wisse, dass die Platte ein dunkelblaues Etikett mit Goldlettern gehabt habe. Nach Lidias Tod müsse sie beim Ausräumen der Wohnung verlorengegangen sein, wahrscheinlich sei sie versehentlich auf der Müllhalde gelandet.



Eigentlich war Kiril gar kein so übler Kerl. Ich konnte seine E-Mails nicht unter einen Hut bringen mit dem Foto von ihm, das vielleicht nur ein sehr unvorteilhafter Schnappschuss war. Er arbeitete als Softwaretechniker, schrieb ein einwandfreies Russisch und blieb immer gleichbleibend höflich, was nicht darauf schließen ließ, dass er der russischen Volksdroge Alkohol verfallen war. Er schickte mir viele Farbfotos von seinen Kindern, einem Jungen und einem Mädchen im Vorschulalter, die er sehr zu lieben schien und auf deren richtige Erziehung er großen Wert legte. Ich sah die beiden Kinder in der Küche mit Fingerfarben malen und Kerzen auf einer Geburtstagstorte ausblasen.

Ein wenig auffallend waren seine Sachlichkeit und Korrektheit. Er beantwortete gewissenhaft jede meiner Fragen, zeigte aber nie eine Emotion. Nur einmal, als er ein Foto seiner Mutter, das er mir scannen wollte, beim Herausnehmen aus einem Album versehentlich eingerissen hatte, versetzte ihn das in eine Aufregung, deren Ausmaß mich irritierte und Schuldgefühle in mir hervorrief.

Von seiner Mutter hatte er mir bisher nur erzählt, dass ihre Ehe nicht lange gehalten hatte – seine Eltern hatten sich getrennt, als er zwei Jahre alt gewesen war. Sein Vater lebte noch, er sah ihn regelmäßig. Als ich ihn vorsichtig fragte, warum seine Mutter so früh gestorben sei, schrieb er:

> Ich wurde anders erzogen als andere Kinder in Russland. Meine Mutter und meine Großmutter wollten nichts mit der sowjetischen Gesellschaft zu tun haben und vermittelten mir eine völlig falsche Vorstellung vom russischen Volk und von meinen Altersgenossen. Sie hielten die anderen Kinder in meiner Umgebung

für primitiv und degeneriert. Ich wurde von ihnen ferngehalten und lebte in der virtuellen Welt der Mathematik, für die ich schon als Kind eine besondere Begabung hatte. Wer so erzogen wird, kann niemals eine Familie gründen und Kinder bekommen. Mir ist das nur gelungen, weil ich als Soldat bei der Marine die russische Schule des Lebens durchlaufen konnte. Sie haben mich nach dem Grund für den frühen Tod meiner Mutter gefragt. Der Grund ist, dass ich sie umgebracht habe. Ich wurde für schuldunfähig erklärt und kam für vier Jahre in die Psychiatrie.

Es war späte Nacht. Das Eis hatte aufgehört zu knacken, es schwamm jetzt in brüchigen Inseln auf dem See, aber nachts herrschte immer noch dieselbe, grenzenlos erscheinende Dunkelheit. Ich starrte auf die E-Mail vor mir und fragte mich, ob Kiril Zimow mich zum Narren hielt. Zwar wusste ich, dass es Mörder auf der Welt gab, auch solche, die ihre Mütter umgebracht hatten, aber konnte es sein, dass ausgerechnet ich mit einem von ihnen verwandt war? Ich, die ich mein Leben lang mit überhaupt niemandem verwandt war? Ich verfluchte mich dafür, dass ich mit dieser Suche angefangen hatte. Was hatte ich mir in mein Leben geholt? Warum tat ich mir das an? Meine Gedanken stürzten zu Konstantin, aber um diese Uhrzeit schlief er längst, zumal es in Tscherepowez zwei Stunden später war als hier. Auch von meinen Freunden war jetzt keiner mehr wach, ich konnte niemanden anrufen. Allmählich begriff ich – der apathische, abgestumpfte Blick auf dem Foto, Kirils stereotype Höflichkeit und Emotionslosigkeit, das Wort «richtig» in Bezug auf die Erziehung seiner Kinder, seine unverhältnismäßige Aufregung wegen des eingerissenen Fotos seiner Mutter. Da ich



ihr Todesdatum kannte, konnte ich mir leicht ausrechnen, dass Kiril Zimow dreißig Jahre alt gewesen war, als er sie umbrachte. War er zu diesem Mord fähig geworden, nachdem er das durchlaufen hatte, was er die russische Schule des Lebens nannte, die Marine, die als brutalster Teil des russischen Militärs galt? Zweifellos war er schon vor seiner Einlieferung in die Psychiatrie psychisch krank gewesen, und in der russischen Klinik hatte man ihm sicher keine Psychotherapie angeboten, sondern ihn nur mit Medikamenten behandelt, bevor man ihn als Zombie entließ. Vielleicht stand er auch jetzt unter starken Medikamenten, er kam mir vor wie eine tickende Zeitbombe. Mit Schrecken dachte ich an seine Frau und seine zwei kleinen Kinder. Wer war diese Frau, die sich auf eine Ehe mit einem solchen Mann eingelassen hatte? Hatte sie keine Angst um ihre Kinder, um sich selbst?

Das Tatmotiv, das mir als Erstes einfiel, war das Wohnungsmotiv: die nie nachlassende katastrophale Wohnungsnot in Russland, die Menschen oft ihr Leben lang auf engstem Raum mit der gesamten Familiensippe gefangen hielt und viele in den Wahnsinn trieb. Schon Michail Bulgakow ließ in seinem Roman «Der Meister und Margarita» den Satan sagen, die Moskauer seien Menschen wie alle anderen auch, nicht besser und nicht schlechter, nur die Wohnungsnot habe sie verdorben. War es die Wohnungsnot, die auch Lidias Enkel verdorben hatte? Hatte er seine Mutter im Streit um die Wohnung umgebracht, die durch Lidias Tod frei geworden war? War das der Grund für den fast gleichzeitigen Tod von Mutter und Tochter? Auf jeden Fall lag es nahe, dass Lidia, solange sie noch lebte, ihren Enkel in Schach gehalten hatte. Ihr Tod musste ihm die Hände losgebunden haben.

Aus irgendeinem Grund war ich mir sicher, dass Kiril seine Mutter erwürgt hatte. Ich sah sie vor mir, meine Cousine Jelena, mit den Pranken des Riesenbabys um ihren Hals. Auf einem Foto, das Kiril mir von ihr geschickt hatte, war sie, im Gegensatz zu ihrer ausgesprochen zierlichen Mutter Lidia, eine stattliche, sehr kraftvoll wirkende Frau mit einer starken Sinnlichkeit. Vielleicht hatte sie sich heftig zur Wehr gesetzt, vielleicht war es ein langer Todeskampf gewesen. Und alles das war am Todestag meiner Mutter passiert – Nichte und Tante waren beide an einem 10. Oktober eines gewaltsamen Todes gestorben, die eine durch Gewalt von außen, die andere durch Gewalt gegen sich selbst.

Ich dachte an Swetlana Lichatschowa vom Klimowsker Standesamt. Jetzt verstand ich den Satz, in dem sie mir mitteilte, dass sie über *mehr* Information nicht verfüge. Gerade weil sie doch darüber verfügte, hatte sie den Satz geschrieben. Schließlich wurden auf Standesämtern nicht nur Heirats-, sondern auch Geburts- und Sterbeurkunden ausgestellt, und nicht nur als Angestellte des Standesamtes, auch als Einwohnerin von Klimowsk wusste Swetlana Lichatschowa sicherlich Bescheid. Mütter waren in Russland heilig, ein Muttermord sprach sich in einer verhältnismäßig kleinen Stadt im Nu herum. Vielleicht verdankte ich Swetlana Lichatschowas außergewöhnliches Entgegenkommen ihrem Mitgefühl mit mir und meiner Ahnungslosigkeit, vielleicht hatte sie gewusst, was ich unter Lidias ehemaliger Adresse erfahren würde.

Ich fragte mich, warum Kiril mir ein Geständnis gemacht hatte, das er mir, einer weit entfernten, aus dem Nichts aufgetauchten Verwandten, keinesfalls hätte machen müssen. War es eine Gewissensbeichte oder aber Schamlosigkeit, weil er keinerlei Schuld empfand? Hatte man ihn zum offenen Umgang mit seiner Tat erzogen, gehörte das vielleicht zu dem Verhaltenskodex, den ihn seine russischen Lebensschulen gelehrt hatten, zuerst die russische Marine, dann die russische Psychiatrie? Und wer war Lidia, die so lange gesuchte Schwester meiner Mutter, die sich im Bund mit ihrer Tochter eines Kindes bemächtigt hatte, weil sie nicht wollte, dass es ein Sowjetmensch wird? Hatte man sie zu einem unerschütterlichen Standesbewusstsein erzogen, sie gelehrt, auf Sowjetmenschen herabzusehen, hatte sich hinter der Liberalität und dem sozialen Engagement der Familie womöglich doch die Verachtung des Adels gegenüber dem gewöhnlichen Volk versteckt? Hatte Lidia es geschafft, in über achtzig Jahren Sowjetmacht an ihrem Standesbewusstsein festzuhalten, oder war sie, ganz im Gegenteil, eine Besiegte, war sie, ohne es selbst gemerkt zu haben, zu einem Teil des totalitären Systems geworden, indem sie zusammen mit ihrer Tochter ihren Enkel in Besitz nahm, ihn isolierte und zerbrach, wie das System einst von ihr Besitz ergriffen, sie isoliert und zerbrochen hatte? Und hatte Kiril, nachdem er die russische Lebensschule bei der Marine durchlaufen hatte und doch ein Sowjetmensch geworden war, noch einmal den Adel abgeschafft, indem er seine Mutter ermordete, jenen obsoleten gesellschaftlichen Stand, dessen unseliger Überrest er selbst war? Warum hatte er das tun müssen, um heiraten und Kinder bekommen zu können, was hatte sich zwischen ihm und seiner Mutter abgespielt?

In Gedanken sprach ich mit Konstantin. Ich wusste, dass er morgens nach dem Aufstehen immer schnell in seine Mailbox schaute. Manchmal antwortete er mir sogar noch, bevor er losmusste zur Arbeit, zu dieser Jahreszeit hinaus in einen martialischen Frost. Ich klickte in Kirils E-Mail auf «weiterleiten» und schickte sie Konstantin mit der Bemer-

kung, nun seien wir tatsächlich in einem Krimi gelandet – so nannten wir scherzhaft unsere Suche.

Ich starrte in das Schwarz vor dem Fenster, in dem sich nur das Licht meiner Tischlampe spiegelte, und fragte mich, was für eine Familie es eigentlich war, aus der meine Mutter stammte. Und was ging mich das alles an, das sowjetische und das postsowjetische Fiasko, das nie endende russische Fatum, das Nichtaufwachenkönnen aus einem kollektiven Albtraum, das Gefangensein zwischen Untertanentum und Anarchie, zwischen Leidensgeduld und Gewalt, diese ganze unaufgeklärte, finstere Welt, diese Familiengeschichte aus Ohnmacht, Besitzergreifung, Willkür und Tod, dieses unselige Russland – die ewige Mater Dolorosa, die ihre Kinder so unerbittlich umarmte. Ich hatte als Mädchen instinktiv genau das Richtige getan, indem ich das Weite gesucht, mich gerettet hatte vor meinen Ursprüngen, ohne zu ahnen, wovon ich in Wirklichkeit ein Teil war. Mehr denn je überfiel mich jetzt das Gefühl, dass mir meine Rebellion nichts genutzt hatte, dass es keine Rettung für mich gab, dass ich in einem giftigen, verdorbenen Grund wurzelte, aus dem sogar ein Muttermörder hervorgegangen war.

Mein Notebook gab zu ungewohnter Zeit das leise Signal von sich, das den Eingang einer Nachricht meldete. Sie kam von «Azov's Greeks». Einmal hatte Konstantin mir geschrieben, dass er im Lauf unseres langen Austausches gelernt habe, meine Gedanken zu lesen. Jetzt musste er sie im Schlaf gelesen haben und noch einmal aufgestanden sein. In dieser Nacht ging er nicht mehr zurück ins Bett, wir mailten bis zum Morgen. In seinen Augen war Kiril ein unglücklicher, bedauernswerter Mensch, ein Gefallener, den ich gefunden hatte, um ihm die Hand zu reichen. Aber Konstantin überschätzte mich. Ich besaß nicht seine Menschlichkeit, seine



alles umspannende ukrainisch-griechische Seele, mir graute vor Kiril, mir graute sogar auf große Entfernung vor ihm. «Ich gebe die Hoffnung nicht auf, dass wir am Ende doch noch jemanden finden werden, den Sie umarmen können», schrieb Konstantin mir in seiner letzten Mail an diesem Morgen. Schon vor längerer Zeit hatte er phantasiert: Wenn wir sie alle gefunden haben, treffen wir uns in Mariupol und feiern zusammen ein Bankett. Ich wusste nicht, ob ich jetzt überhaupt noch jemanden finden wollte, aber Konstantin in Mariupol treffen und ihn umarmen – was für ein Gedanke!

Ich hatte begonnen, mich vor meinen Funden zu fürchten, vor dem Glück, das mich auf meiner Spurensuche so beharrlich verfolgte. Aber natürlich konnte ich jetzt nicht einfach vergessen, dass ich offenbar irgendwo in Sibirien einen Cousin hatte, der, falls er noch lebte, womöglich der wichtigste Zeuge meiner Familiengeschichte war. Ausgerechnet der Mörder seiner Schwester hatte mich zu ihm geführt. Dieser Igor war, wie ich von Kiril Zimow wusste, im Lager von Medweshja Gora geboren, also in den Jahren zwischen 1931 bis 1933, sodass es durchaus sein konnte, dass er meine Mutter noch kennengelernt hatte, auch wenn er damals noch ein kleiner Junge war.

Bevor wir uns auf die Suche nach ihm machten, gelang Konstantin noch das Unmögliche, ein Geniestreich. Kiril hatte recht gehabt, es gab tatsächlich eine Schallplatte mit der Stimme meines Onkels Sergej. Konstantin fand sie im Internet, eine Aufnahme der Oper «Tschernomorzy» von Mykola Lyssenko aus dem Jahr 1956. Es war eine Einspielung des Nationalen Symphonieorchesters der Ukraine, die Basspartie sang Sergej Jakowlewitsch Iwaschtschenko. Konstantin schickte mir die Aufnahme vorab auf meinen Rechner.

Ich hörte die Stimme meines Onkels, hörte sie auf einer digitalisierten Aufnahme mit perfektem Klang, der mich vergessen ließ, aus was für einer fernen Zeit und Welt die Stimme kam. Schon nach den ersten Tönen war ich hypnotisiert. Seit Jahrzehnten, seit meinem ersten Opernbesuch in München, war ich auf der Suche nach solchen Stimmen, und nun hatte ich eine davon in meiner eigenen Familie gefunden, einen dieser Sänger, von denen ich immer dachte, dass sie gar nicht sangen, sondern einfach nur atmeten. Oder weinten.

Ich sah das Sommerfoto mit dem munteren Halbwüchsigen vor mir, der barfuß, mit einer Matrosenmütze auf dem Kopf, auf dem Ast eines Baumes am Dnjepr saß. Nichts deutete darauf hin, was sich in der Kehle dieses Jungen anbahnte: ein voluminöser Bass von einem Klang, der, wie immer bei großen Sängern, nicht aus der Kehle, sondern von irgendeinem anderen, nicht mehr ganz irdischen Ort zu kommen schien. 1956, als die Schallplatte aufgenommen wurde, war Sergej einundvierzig Jahre alt, und es war genau das Jahr, in dem meine Mutter starb. Ich versuchte, ihren hellen Sopran seinem Bass hinzuzufügen, mir vorzustellen, wie es geklungen hatte, wenn sie zusammen sangen. Es kam mir vor wie eine Halluzination, dass die Stimme ihres Bruders jetzt hier war, in meinem Zimmer, dass ich sie hörte, während ich auf meine Wände, meine Möbel, auf den Ahornbaum vor dem Fenster sah, wissend, dass genau diese Stimme früher einmal auch meine Mutter gehört hatte, dass sie Teil ihres Lebens in Mariupol gewesen war.

Auf meine Cousine Jewgenia fiel jetzt ein neues Licht. Wenn man einen Vater mit einer solchen Stimme hatte, war man fast zwangsläufig verloren. Ich wunderte mich nicht mehr, dass sie ihm ihr Leben geopfert hatte, dass er



bis heute das Zentrum ihres Daseins geblieben war. Die Menschen schützen sich vor der Schönheit, um nicht herauszufallen aus dem Leben, aus den Gesetzmäßigkeiten der Welt. Jewgenia hatte sich nicht schützen können, sie hatte es nicht geschafft, sich zu wehren, und dafür bezahlte sie wahrscheinlich einen hohen Preis.

Immer wieder klickte ich die Datei mit Sergejs Stimme an, und ich wusste nicht, was stärker in mir war, das Glück über das Gefundene oder der Schmerz über das Versäumte. Auch ihn, Sergej, hätte ich noch lange Zeit antreffen können in der Ukraine, wenn ich von ihm gewusst hätte. Zwei Jahre vor seinem Tod hatte ich mit meinem damaligen Freund eine der zu jener Zeit noch unüblichen Privatreisen im eigenen Auto nach Moskau gemacht, um unsere russischen Freunde zu besuchen, und auf dem Rückweg waren wir über die Ukraine gefahren. Ich hatte auf dem Majdan in Kiew Eis gegessen und bin, als wir durch die alten, auf- und absteigenden Gassen wanderten, vielleicht an Sergejs Haus vorbeigegangen. Ich hatte ihn verpasst, vor dreißig Jahren war er auf dem Heimweg von einem Park, in dem er als Wächter arbeitete, tot auf der Straße umgefallen. Aber seine Stimme lebte, ich hatte sie tatsächlich gefunden, sie war hier, in meinem Computer, und wann immer ich wollte, konnte ich sie von nun an hören. Von allen Wundern, die sich auf meiner Suche ereignet hatten, erschien mir dieses als das unglaublichste.

Bei «Odnoklassniki», wo Konstantin bereits Kiril Zimow entdeckt hatte, fand er jetzt einen Dreizehnjährigen aus Miass, der den denselben Familiennamen hatte wie Lidias Sohn, einen sibirischen Teenager, der auf dem Profilfoto ein ulkiges rotes Käppchen und eine teuer aussehende Uhr am Handgelenk trug. Schnell war geklärt, dass er Igors Enkel

war. Er erinnerte sich sogar noch, dass seine Urgroßmutter Lidia Iwaschtschenko hieß. Jetzt hing alles davon ab, ob dieser Dreizehnjährige als Verbindungsglied zwischen seinem Großvater und mir funktionieren würde oder ob die Greise ihn nur nervten. Doch er erwies sich als sehr kooperativ und aufgeweckt. Schon wenige Tage später schickte er mir eine Nachricht mit einer Telefonnummer. Sein Großvater, so schrieb er, sei aus allen Wolken gefallen und warte ungeduldig auf meinen Anruf.

Ich hatte inzwischen mein vom Marder zerbissenes Auto reparieren lassen, und da ein Handy-Anruf nach Sibirien nicht nur ein Vermögen gekostet hätte, sondern wegen der Entfernung wahrscheinlich auch ein akustisches Desaster gewesen wäre, packte ich noch am selben Tag meine Sachen und fuhr zurück nach Berlin. Dort wählte ich zum ersten Mal in meinem Leben eine Telefonnummer in Sibirien. Die Nummer, die mir der Dreizehnjährige geschickt hatte, schien zu stimmen, jedenfalls ertönte ein Freizeichen, und gleich darauf wurde der Hörer abgenommen. Die Männerstimme am anderen Ende zitterte hörbar, als sie fragte, ob wir uns siezen oder duzen sollen. «Wir haben deine Mutter lange gesucht», sagte mein Cousin, «haben lange auf ein Lebenszeichen von ihr gewartet.» Auch meine Stimme zitterte verdächtig, während ich nach Worten für den Anfang des Gesprächs suchte.

Kiril Zimow hatte, wie ich nun erfuhr, nicht nur seine Mutter umgebracht, sondern auch das Leben ihres Bruders zerstört. Nachdem vor dreizehn Jahren Igors greise Mutter Lidia gestorben war und gleich darauf auch seine Schwester Jelena, ermordet von ihrem Sohn, erlitt er einen Schlaganfall, von dem er sich nie mehr erholte. Inzwischen war er achtundsiebzig Jahre alt und in nahezu allem auf seine Frau



angewiesen, die nach einer Krebserkrankung selbst schwer eingeschränkt war.

Als Geodät hatte er zuletzt ein großes Baukombinat in Miass geleitet, wo er schon seit sechzig Jahren lebte. Er hatte zwei Kinder, drei Enkel und einen Urenkel, sein Sohn und seine Tochter waren im neuen Russland erfolgreiche Unternehmer geworden, der Familie schien es an nichts zu mangeln. Dank der Satellitenkamera konnte ich mir das moderne Hochhaus anschauen, in dem er mit seiner Frau wohnte – für sibirische Verhältnisse wahrscheinlich das Nonplusultra an Luxus. Von seiner großen Loggia aus blickte er auf die bewaldeten Ausläufer des Urals und beobachtete auf dem Außenthermometer die immensen Temperaturschwankungen – innerhalb weniger Minuten stieg oder fiel die Quecksilbersäule vor seinen Augen um fünfzehn Grad.

Leider hatte Igor meine Mutter nicht mehr gekannt, er war nie in Mariupol gewesen und meine Mutter nie in Medweshja Gora. Zudem wurde mir schon sehr bald klar, dass er zu nichts weniger taugte als zu dem erhofften Zeugen. Als Lagerkind hatte er schon früh seine Lektion gelernt und war, wie so viele seiner Mitbürger, in die innere Emigration gegangen. Er lebte nach dem Motto der drei berühmten Affen, die sich Augen, Ohren und Mund zuhielten. Entweder wusste er wirklich so gut wie nichts über seine familiäre Vergangenheit, oder das Schweigen darüber war zu seiner Natur geworden. Hitler und Stalin, deren Namen er nie aussprach, nannte er immer nur «die zwei Schnurrbärte», auch den Namen seines Neffen Kiril hatte er aus seinem Wortschatz getilgt. Meine Fragen nach ihm wollte er nicht hören.

Als er einmal auf einem seiner kleinen Spaziergänge war und ich mit Ljubow, seiner Frau, telefonierte, erzählte sie mir, dass Kiril nachts aufgestanden, ins Zimmer seiner

Mutter hinübergegangen sei und sie mit einem Kopfkissen erstickt habe. Danach habe er in der Küche ein Glas Mayonnaise ausgelöffelt und sich wieder schlafen gelegt. Seine Mutter, so hörte ich, hatte ihren Mann über alles geliebt, und nachdem sie von ihm verlassen worden war, hatte sich ihre ganze Liebe auf den Sohn gerichtet. Sie soll ihn vergöttert und grenzenlos verwöhnt haben. Wegen seiner besonderen Begabung für die Mathematik hatte sie ihn für ein Wunderkind gehalten und einen ständigen Geniekult um ihn getrieben. Aber mit den Jahren wurde er immer despotischer und begann, herangewachsen zu einem Koloss, immer öfter seine Mutter zu bedrohen, sodass sie mehrfach zu ihrem Bruder ins sibirische Miass floh. Einmal zertrümmerte er Lidias gesamte Wohnungseinrichtung, weil er der Meinung war, dass sie schon viel zu lang lebe und endlich abtreten solle, um Platz für die Jungen zu machen. Das war sicher nicht die ganze Geschichte, die über meine Cousine Jelena und ihren Sohn Kiril erzählt werden konnte, aber vielleicht wollte ich die ganze Geschichte auch gar nicht hören.

Igors kargen Worten über seine Mutter entnahm ich, dass Lidia ein schroffer, unnahbarer Mensch gewesen war, offenbar von ähnlicher Schweigsamkeit wie auch er. Er konnte sich nicht daran erinnern, dass sie ihn jemals in den Arm genommen oder liebkost hätte. Dass sie aus einer inzestuösen Beziehung zwischen ihrer Mutter Matilda und deren Bruder Valentino hervorgegangen sein sollte, hielt er für Unfug, für ein Hirngespinst seiner Cousine Jewgenia, zu der er seit Jahrzehnten keinen Kontakt mehr hatte.

Mit seiner Großmutter Matilda hatte er lange Zeit unter einem Dach gelebt, nachdem sie zu ihnen nach Medweshja Gora gekommen war. Im Krieg wurde die Familie nach Kasachstan evakuiert, wo sie mit Mühe und Not fünf Jahre



überlebten, bis Igors Vater eine Stelle als leitender Ingenieur im russischen Woskressensk bekam. Matilda kehrte nicht mehr nach Mariupol zurück, sondern blieb bei ihnen bis zu ihrem Tod. Zum Schluss soll sie fast taub gewesen sein und meistens nur noch mit den Augen gesprochen haben, den größten Teil der Zeit sah man sie am Küchentisch sitzen und Patiencen legen. Aus Igors Worten konnte ich schließen, dass auch sie eine abweisende, herbe und unzugängliche Frau gewesen war, was mit der Beschreibung übereinstimmte, die schon Sergejs Tochter Jewgenia von ihr abgegeben hatte.

Warum hatte meine Mutter mir von ihr das Bild einer madonnengleichen Frau von grenzenloser Herzensgüte und Mütterlichkeit vermittelt? Hatte Matilda vielleicht ein besonderes Verhältnis zu meiner Mutter gehabt, zu ihrem letzten, so spät geborenen Kind? Hatte dieses zarte, schutzlose Mädchen vielleicht all die Liebe auf sich gezogen, die Matilda sonst niemandem zeigte? Hatte nur meine Mutter sie als die seelenvolle, zärtliche Frau gekannt, die sie mir geschildert hatte?

Igor, der sich als Kind weder von seiner Mutter noch von seiner Großmutter geliebt fühlte, war mit sechzehn Jahren leichten Herzens von zu Hause fortgegangen, zum Studieren nach Moskau, und nach seinem Examen hatte man ihm eine Stelle als Landvermesser in Sibirien zugewiesen. Dort, so sagte er mir, habe er haltlos zu trinken begonnen. Wäre Ljubow nicht gewesen, wäre er irgendwann in einen Straßengraben gefallen und nicht mehr aufgestanden.

Auf meine Fragen nach unserem Onkel Sergej konnte oder wollte er nichts sagen, er erzählte nur, dass er ihn einmal in einer Aufführung von «Ruslan und Ljudmila» in Alma-Ata gehört hatte. Da war er noch ein Kind und hatte sich vor der Donnerstimme seines Onkels gefürchtet. Bei-

läufig erwähnte er, dass Sergej nach Kriegsende Frontsänger in Deutschland gewesen war. Vor meinem inneren Auge lief sofort ein fiktives Szenario ab: Meine Mutter und ihr Bruder begegnen sich zufällig auf deutschem Territorium, er als Rotarmist, der jetzt sowjetische Soldaten im besiegten Deutschland mit Arien aus russischen Opern unterhalten muss, sie als ehemalige Zwangsarbeiterin, die für den Kriegsfeind gearbeitet hat. Wären die Geschwister einander um den Hals gefallen, oder hätten sie sich als Feinde gegenübergestanden, unversöhnlich für immer? Was hätte es für meine Mutter bedeutet, wenn sie gewusst hätte, dass ihr Bruder auch in Deutschland war, vielleicht ganz in ihrer Nähe? Hätte ihr Leben eine andere Wendung genommen, wenn sie gewusst hätte, was ich jetzt wusste – hätte sie womöglich gar die Gelegenheit genutzt und wäre mit ihm in die Ukraine zurückgekehrt, zumal ihr inzwischen klar gewesen sein müsste, dass sie in Deutschland keine Zukunft hatte?

Noch einmal erreichten mich Familienfotos, die Igor mir vom Rechner seines Sohnes schicken ließ: seine Kinder und Enkel auf Urlaubsreisen in Finnland, in Italien, in den USA, das große, prachtvolle Haus seines Sohnes in Miass, das, ausgestattet mit einer sibirischen Sauna, auf einem riesigen Grundstück mit zottigen Kiefern stand, Fotos von Familienfeiern mit Dutzenden von Gästen und überladenen Tischen, in einem Ambiente von russischem Pomp.

Unter den alten Familienfotos aus Igors Besitz fand ich zu meiner Überraschung nicht nur die Aufnahme meiner jungen Mutter mit dem Kopftuch wieder, sondern auch diejenige, auf deren Rückseite sie «Großvater und zwei Bekannte» geschrieben hatte. Nur waren es hier nicht zwei, sondern drei «Bekannte». Ich hatte in all den Jahren nie bemerkt, dass es



sich bei dem Abzug, der in meinem Besitz war, um ein abgeschnittenes Bild handelte. Auf Igors Aufnahme war neben Natalia und Valentina noch Jelena zu sehen, eine dritte Tante meiner Mutter, die ich bereits von dem Familienfoto mit der Zimmerpalme her kannte. «Lumière Odessa» stand am Rand der vollständigen Aufnahme in verschnörkelten, senkrecht angeordneten Lettern. Jetzt erschloss sich mir die Situation, in der das Foto entstanden war. Aus Lidias Strafakte wusste ich, dass ihre Tante Jelena in Odessa gelebt hatte. Jakow, der Vater meiner Mutter, war mit seinen Schwestern Valentina und Natalia dorthin gefahren, um Jelena zu besuchen. Bei dieser Gelegenheit waren die vier Geschwister ins Studio «Lumière» gegangen und hatten ein Foto machen lassen. Ich sah den Vater meiner Mutter mit drei seiner vier Schwestern. Nur Olga fehlte, sie lebte mit ihrem Mann in Moskau oder hatte zu dieser Zeit ihrem Leben schon ein Ende gesetzt. Doch warum war Jelena auf dem Foto meiner Mutter abgeschnitten? Konstantin klärte mich darüber auf, dass nach der Revolution zahllose Menschen von Fotos verschwanden. Sie entfernten sich selbst oder wurden von anderen entfernt, weil sie zu einer Gefahr für die geworden waren, mit denen zusammen man sie aufs Zelluloid gebannt hatte. War demnach nicht nur von Lidia, sondern auch von ihrer Tante Jelena eine politische Gefahr ausgegangen? Oder verbarg sich hinter Jelenas Eliminierung nichts anderes als eine private, familiäre Feindschaft?

Ich klickte auf ein weiteres Foto und sah zum ersten Mal Sergej als Erwachsenen. Auf einer der Aufnahmen trug er seine Rotarmistenuniform mit dem angesteckten Orden des Roten Sterns, ein ganz junger Mann noch, geschniegelt und gestriegelt, ein weiches, fast noch kindliches Gesicht. Auf dem nächsten Foto mochte er zwanzig Jahre älter sein,

ein sehr maskuliner, stattlicher Mann mit dunklen Locken, einem energischen Kinn und den melancholischen Augen meiner Mutter. Künstlerfotos zeigten ihn als Fürst Gremin in «Eugen Onegin», als Graf Tomski in «Pique Dame», in der Titelrolle des «Boris Godunow», als Großfürst von Kiew in «Ruslan und Ljudmila», als Méphistophélès in Gounods «Faust». Sergej war, wie sich nun herausstellte, nicht nur ein begnadeter Sänger, sondern auch ein großer Mime gewesen. Auf jedem Foto war er ein anderer, er musste sehr viel mehr Gesichter gehabt haben, als diese wenigen Bilder zeigen konnten. Eine beängstigende Kraft ging von ihm aus, etwas Dämonisches, ungreifbar Oszillierendes.

Eine der Fotodateien im Anhang trug, wie ich erst jetzt sah, den Namen «Die Kinder von Matilda Iosifowna De Martino und Jakow Epifanowitsch Iwaschtschenko: Lidia, Sergej und Jewgenia». Mein Herzschlag setzte aus. Ich öffnete die Datei und verstand nicht, was ich sah. Auf Anhieb erkannte ich Lidia wieder, die hier achtzehn Jahre alt sein mochte, der etwa dreizehnjährige Junge war zweifellos Sergej, aber wo war Jewgenia, meine Mutter? Zwischen den Geschwistern nur noch ein fremdes kleines Mädchen mit einer der riesigen russischen Schleifen im Haar, die immer aussahen wie kleine Propeller auf den Köpfen der Kinder. Sehr langsam, in Etappen, begriff ich, dass genau dieses fremde kleine Mädchen meine Mutter war. Auf den ersten Blick war der Weg zu weit gewesen von meiner Erinnerung an die erwachsene Frau bis hin zu diesem Kind – obwohl in dem kleinen Gesicht ganz deutlich die Züge meiner Mutter zu erkennen waren, ihre Augen, ihre Stirn, ihr Kinn. Sie musste etwa acht Jahre alt sein, trug ein kostbar wirkendes weißes Spitzenkleidchen, ihr schwarzes Haar war zu einem exakten Pagenkopf mit kurzem Pony geschnitten.



Niemals hatte ich sie mir auch nur annähernd so vorgestellt. So herausgeputzt, so fein, ein Kind aus gutem Haus. Keine Spur von der Armut ihrer Eltern. Wahrscheinlich hatte man sie mit dem Letzten, was man besaß, ausstaffiert und zum Friseur geschickt vor dem Gang zum Fotografen. Während ihre Geschwister in die Kamera schauten, sah sie durch sie hindurch. Abwesende, verhangene Augen, schon das Kind die Verkörperung der Melancholie. Ohne Zweifel meine Mutter und doch ein fremdes, mir nicht zugängliches Kind. So zart und zerbrechlich, dass ich nicht gewagt hätte, es zu berühren, in die Arme zu nehmen. Eine kleine, in weiße Spitze gehüllte Prinzessin vom Stern der unheilbaren Traurigkeit. Ich wusste nicht, ob mein Wissen es mir suggerierte oder ob man ihr schon in diesem frühen Alter ansah, dass sie dem Untergang geweiht war, dass sie den Schrecken ihrer Zeit unmöglich standhalten konnte. Schwer zu glauben, dass dieses durchsichtige, luzide Wesen dennoch sechsunddreißig Jahre gelebt hatte, Jahre einer Zeit, in der alles gegen sie war, von Anfang an auf ihre Vernichtung zielte. Vermutlich war das Foto aus Lidias Nachlass zu ihrem Sohn nach Sibirien gelangt und von dort auf meinen Bildschirm in Berlin. Meine kleine verlorene Mutter, die man etwa dreißig Jahre später aus der deutschen Regnitz fischte – ich war auf meiner Suche fast bis zu ihren Anfängen durchgedrungen, mehr als dieses Kinderfoto konnte ich von ihr wahrscheinlich nicht mehr finden.

Das letzte Bild aus Miass zeigte mir das Haus, in dem meine Mutter aufgewachsen war, das Haus meiner italienischen Urgroßeltern Matilda und Giuseppe De Martino. Igors Sohn war vor ein paar Jahren mit seiner Frau nach Mariupol gefahren, um auf den Spuren seiner Vorfahren zu wandeln, und hatte das stark heruntergekommene Gebäude

fotografiert. In der Sowjetzeit, als meine Mutter in Mariupol wohnte, hieß die Straße Uliza Lenina, inzwischen hatte sie wieder ihren alten Namen. Man konnte ihn in weißer Schrift auf einem dunkelblauen Schild lesen, das am Eingangstor angebracht war – eine Straße, die nach dem heiligen Nikolaj, dem Wundertäter, benannt war, dem Schutzpatron der Reisenden, der Häftlinge und Waisen, die Nikolajewskaja Uliza.

Das Haus bestand aus zwei Flügeln, die sich nach hinten, in einen unsichtbaren Hof, erstreckten. Auf dem Foto sah man nur die zur Straße hin gelegenen zwei Stirnseiten, die durch einen Torbogen miteinander verbunden waren. Das alte Bauwerk bot ein Bild postsowjetischer Tristesse und Verwahrlosung. Man konnte förmlich den Moder riechen, den Urin, den Abfall, den Schwamm in den Mauern. Morscher, von der Zeit und von Industrieausstößen zerfressener Stein, der nur ahnen ließ, wie das Haus einmal ausgesehen hatte, vor annähernd hundert Jahren, als meine Mutter zur Welt gekommen war. Mit Phantasie erkannte man noch den aufwendigen Fassadenschmuck der Fenster, das kunstvolle Geflecht schmiedeeiserner Verzierungen, den Charme der blütenförmigen Gauben, die jetzt zugewuchert waren von Gras und Gestrüpp und an Storchennester erinnerten. Der verwitterte Torbogen zwischen den beiden Flügeln bestand aus grauen, gleichsam lose aufeinandergeschichteten Steinen, die, so schien es, jeden Augenblick einstürzen konnten. Eine verrostete Dachrinne, eine uralte Antenne mit herabhängenden Kabeln auf dem Dach aus porösen Ziegeln. Zwei begonnene Farbanstriche, einer blau, der andere rosa.

Das Leben meiner Mutter in Mariupol füllte sich mit Bildern, die der Anblick des Hauses in mir heraufbeschwor. Ich sah sie als kleines Mädchen im Innenhof hinter dem Torbogen spielen, mit anderen Kindern herumtollen, mit ihrem Bruder Sergej. Ich hörte Tonja, das Kindermädchen, nach ihr rufen, ich sah sie mit einem Schulranzen auf dem Rücken durch den damals noch heilen Torbogen gehen. Jeder ihrer Wege musste durch dieses Tor geführt, in dieser Straße begonnen haben. Das zerbrochene, halb von Unkraut überwucherte Kopfsteinpflaster auf dem Foto war vielleicht noch das aus der damaligen Zeit. Anzunehmen, dass die Nikolajewskaja Uliza damals im italienischen Viertel gelegen hatte, vielleicht besuchte meine Mutter manchmal ihre Cousinen im benachbarten griechischen Viertel, vielleicht war in ihrem Alltag, abgesehen vom Ukrainischen, Russischen und Italienischen, dennoch auch das Griechische gegenwärtig gewesen. Das Italienische war selbst heute noch präsent in der Stadt, jedenfalls wimmelte es in der Umgebung der Nikolajewska Uliza von italienischen Restaurants, wie ich auf dem Satellitenbild sah, aber das mochte viel eher eine Erscheinung der neuen Zeit sein als ein Überbleibsel der Vergangenheit. Kein Ort der Welt war mir je ferner und unvorstellbarer gewesen als der, den ich jetzt auf dem Bildschirm vor Augen hatte.

Die Telefonate mit meinem Cousin Igor hatten einen seltsamen Charakter, denn unsere Gesprächsmöglichkeiten waren begrenzt. Igor war nicht nur schweigsam, sondern wie die meisten Russen auch ein Mensch, der immer den großen gemeinsamen Schmerz wälzte und den individuellen in sich vergrub. Zudem war es im russischen Verhaltenskodex nicht vorgesehen, Fragen zu stellen, die etwas Unangenehmes im Gegenüber anrühren konnten, und es war auch nicht üblich, dem anderen seine privaten Probleme zuzumuten. Im Grunde drehten sich meine Telefonate mit Igor um nichts. Wir hatten keine gemeinsamen Themen, wir hatten unsere

Leben in verschiedenen Welten gelebt, aber ich fühlte, dass sich in dem einsamen alten Mann, der nicht sprechen wollte oder konnte, eine tiefe, empfindsame Seele verbarg, und nach und nach entwickelte sich zwischen uns so etwas wie eine zarte Liebe.

Igor wartete immer ungeduldig auf meine Anrufe und machte sich Sorgen, wenn ich mich einmal drei oder vier Tage hintereinander nicht meldete, und auch ich machte mir Sorgen, fürchtete immer, Igors dünner Lebensfaden könnte ausgerechnet jetzt, da ich ihn gefunden hatte, plötzlich reißen. In den Pausen zwischen unseren Telefonaten dachte ich an ihn, und ich spürte, dass es umgekehrt genauso war.

Im Russischen hieß Cousin *dwojurodnyj brat*, Bruder zweiten Grades, in der Regel ließ man «zweiten Grades» weg und sagte einfach «Bruder». «Was macht mein Bruder?», fragte ich Igors Frau, wenn sie das Telefon abnahm. Ich kostete es aus, dieses für mich ganz neue Wort auszusprechen, Bruder, unvorstellbar, ich hatte einen Bruder, für den ich seine Schwester war – was macht er wohl gerade, mein Bruder, fragte ich mich mehrmals am Tag. Und dabei war Igor für mich viel mehr als ein Bruder. Obwohl er fast nie über die Familie sprach, war er das lebende Bindeglied zwischen mir und meinen Vorfahren, der ukrainisch-italienischen Sippe, die ich inzwischen so oft verflucht hatte, er war diese Sippe selbst, und es gab Momente, in denen es mir vorkam, als würde er mir etwas von meiner Mutter wiedergeben. Er hingegen schien in mir etwas von seiner verlorenen Schwester Jelena wiedergefunden zu haben, deren Tod durch die Hand ihres Sohnes ihn so schwer erschüttert hatte, dass sein Lebenslicht nur noch unstet flackerte. Tröstlich daran war, dass dieser Zustand schon seit über zehn Jahren andauerte, ein chronisches Flackern, das sich vielleicht noch lange hinziehen würde. Ich konnte Igor seine Schwester nicht ersetzen, aber manchmal spürte ich, dass nicht nur er für mich, sondern auch ich für ihn ein Geschenk war, eine unerwartete, neue Verbindung zur Welt, mit der er eigentlich schon abgeschlossen hatte.



Konstantins Wunsch für mich hatte sich erfüllt. Zu guter Letzt hatte ich doch noch jemanden gefunden, den ich umarmen konnte, diesen fast achtzigjährigen, schwerkranken, schweigsamen Mann in Sibirien, bei dem die Fäden meines Lebens zusammenliefen. Meine Suche war beendet, mehr gab es für mich nicht zu finden. Ich konnte es kaum glauben, aber ich hatte sie tatsächlich alle aufgespürt, die gesamte Familie meiner Mutter, nicht nur die Toten, sondern auch die noch Lebenden. Von weiter entfernten Verwandten konnte ich mir keine neuen Informationen mehr über meine Mutter erhoffen. Igor war die Endstation meiner Suche, die mit einer launischen Internetspielerei in einer Sommernacht am See begonnen hatte. Und doch gab es noch etwas, das auf mich wartete.

Als Igor nach seinem Schlaganfall mit seiner Frau in das komfortable Hochhaus mit Lift umgezogen war, hatte er für alle Fälle seine Eigentumswohnung im vierten Stock eines Altbaus behalten. Nun hatte der ältere seiner zwei in Miass lebenden Enkel Heiratsabsichten verkündet. Ihm drohte zwar nicht das Schicksal der meisten Jungverheirateten in Russland, die in der engen Zweizimmerwohnung ihrer Eltern unterschlüpfen mussten – das Haus seines Vaters bot reichlich Platz. Aber er wollte getrennt von seinen Eltern wohnen. Bei der Entrümpelung der einstigen Wohnung seines Großvaters, die er nach der Hochzeit mit seiner Frau beziehen wollte, fanden sich auf der Oberfläche eines Schranks zwei Hefte, unter Lagen von flockig gewordenem

Staub. Es stellte sich heraus, dass es Lidias Tagebücher waren. Igor hatte keine Ahnung, wie sie auf diesen Schrank gelangen konnten, fast hätte man sie zusammen mit den alten Möbeln entsorgt.

Igor konnte die Hefte nicht lesen, dazu taugten seine Augen nicht mehr, vielleicht hätte er sie auch gar nicht lesen wollen. Und da er als Kind der Sowjetzeit noch an das Kopierverbot gewöhnt war und sich nicht vorstellen konnte, dass man inzwischen auch in Russland einfach einen Copyshop betreten und beliebig viele Kopien von einem beliebigen Original anfertigen konnte, ließ er die kostbaren Hefte von seinem Sohn per Post an mich schicken. Mit einem ständigen inneren Zittern dachte ich an den weiten, gefahrvollen Weg, auf dem sich die Aufzeichnungen meiner vielleicht doch noch gefundenen Zeugin nun befanden. Mir war, als hätten die Hefte all die Jahre, in denen sie unter der wachsenden Staubschicht auf dem Schrank gelegen hatten, nur auf den Moment meines Auftauchens gewartet, als hätte Lidia sie für mich auf den Schrank ihres Sohnes gelegt.

Die Zeit verging, und meine Befürchtung bestätigte sich: Die Sendung kam nicht an. Jeden Tag wartete ich auf die Post, mein Briefkasten im Parterre des Hauses war immer mit Reklame und anderen Überflüssigkeiten vollgestopft, aber die Sendung aus Sibirien blieb verschollen. Waren die Hefte der Zensur zum Opfer gefallen, hatte man sie konfisziert? Oder waren sie auf irgendeinem Wegabschnitt hängengeblieben, verlorengegangen? Ich musste an ein Buch denken, das ich einmal übersetzt hatte. Darin jobbten Studentinnen während der Semesterferien als Postbotinnen. Sie holten die schwere Tasche mit den auszutragenden Sendungen vom Postamt ab, kippten den Inhalt in die nächste



Mülltonne und machten sich einen schönen Tag. Hatte die Kronjuwelen meiner Suche ein ähnliches Schicksal ereilt?

Schließlich stellte sich heraus, dass das Nichteintreffen der Sendung nicht an der russischen Zufallswirtschaft, sondern an etwas anderem lag. Die Deutsche Post hatte die Hefte an meine Adresse am Schaalsee weitergeleitet, obwohl ich gar keinen Nachsendeantrag gestellt hatte. Als ich an einem regnerischen, stürmischen Apriltag dort ankam, fiel mir aus dem Briefkasten das feuchte Kuvert mit meiner überklebten Berliner Adresse in die Hände. Wahrscheinlich lag es schon seit Wochen in dem einsamen, allen Witterungen ausgesetzten Metallkasten an der Außenwand des Hauses.

Schnell trug ich mein Gepäck in die ausgekühlte Wohnung und riss das Kuvert auf, hastig, als könnte mir die Stimme der Schwester meiner Mutter im letzten Moment doch noch abhandenkommen. Die Hefte waren ein wenig klamm, aber unbeschädigt, eines grün, das andere braun, beide in einem sehr ungefähren DIN-A5-Format, mit Fadenheftung und schiefen Rändern, als wären sie nicht maschinell, sondern von Hand hergestellt worden. Es handelte sich nicht um Tagebücher, sondern um so etwas wie Memoiren, die Lidia im Alter von achtzig Jahren geschrieben hatte, zehn Jahre vor ihrem Tod. Die karierten Seiten waren bedeckt mit der mir schon von ihrem Rehabilitationsgesuch bekannten kleinen, schrägen Handschrift, erstaunlich regelmäßig für eine Achtzigjährige, geschrieben wie in einem einzigen Zug, fast ohne Korrekturen.

Auf der ersten Seite des grünen Heftes stand ein Gedicht von Georgij Iwanow:

Russland ist Glück. Russland ist Licht.
Vielleicht aber gibt es Russland nicht.

Die Sonne hat nie die Newa gerötet,
Puschkin lag nie im Schnee, getötet,

kein Petersburg existierte je –
nur Felder, Felder, bedeckt von Schnee.

Nur Schnee, nur Schnee … und die lange Nacht
Hat immer nur neue Fröste gebracht.

Russland ist Schweigen, der Asche Spur.
Vielleicht besteht es aus Zittern nur.

Eisiges Dunkel, Kugel, Strick,
und immer noch die verrückte Musik.

Ein Lagermorgen bescheint das Land,
für das die Welt keinen Namen fand.

Ich wickelte mich in eine Wolldecke, setzte mich in den großen Sessel vor dem Fenster, das auf den stürmischen, schiefergrauen See hinausging, und begann zu lesen. Den Aufzeichnungen war ein Zitat aus dem fünften Buch Mose vorangestellt: «Mir gehöret die Rache zu, ich will vergelten.» Ich schluckte. Atemlos wartete ich auf das erste Auftauchen meiner Mutter. Lidia berichtete zwar über ihre Geburt, aber darüber hinaus kam sie in ihren Aufzeichnungen fast nicht vor. Ich musste mich damit begnügen, meine Mutter zwischen den Zeilen zu suchen, in ihrer damaligen Lebenswelt, die ihre Schwester mit eigenen Augen gesehen hatte und mir nun aus nächster Nähe zeigte.

# ZWEITER TEIL

Jakow, der Vater meiner Mutter, der für seine revolutionären Ideen mit zwanzig Jahren Verbannung bestraft wurde, darf die letzte Zeit seiner Verbannungsfrist unter staatlicher Aufsicht in Warschau verbringen, am Rand des damaligen Russischen Reiches. Dort wird im Jahr 1911 Lidia geboren, die Schwester meiner Mutter.

Wie ich schon vermutet habe, ist Matilda De Martino nicht Jakows erste Frau gewesen. Lidia verlebt ihre frühe Kindheit zusammen mit ihrem Stiefbruder Andrej, der aus der am Verbannungsort geschlossenen Ehe des Vaters stammt und in Warschau mit staunenden Augen erstmals eine Stadt sieht.

Jakow bezieht an einem Warschauer Gymnasium ein bescheidenes Gehalt als Geschichtslehrer, aber er ist mit einer Frau verheiratet, die dank des großen Vermögens ihrer italienischen Eltern sehr wohlhabend ist. Sie residieren in einer geräumigen Wohnung im Herzen der Altstadt, beschäftigen eine polnische Köchin, ein russisches Kindermädchen und eine englische Hauslehrerin, Miss Wigmore. Wegen ihres Hütchens mit den zwei identischen kleinen

Schirmen vorn und hinten nennt Jakow sie Miss «Hello-and-Goodbye». Lidia spricht schon als kleines Kind in allen drei Sprachen, die sie ständig durcheinanderbringt, ihr Vater beherrscht außerdem das Französische, die Sprache des russischen Adels, und das Deutsche, das er von seiner baltendeutschen Mutter Anna von Ehrenstreit gelernt hat. In der Wohnung steht ein kostbarer Flügel, auf dem Matilda, eine große musikalische Begabung, Chopin und Mozart spielt. Oft empfängt man Gäste, polnische Intellektuelle, Musiker, Dichter. Jakow wird erlaubt, Schweden und England zu bereisen, wo er sich heimlich mit Aktivisten der dortigen revolutionären Arbeiterbewegungen trifft. Das hindert ihn nicht daran, in Warschau auf großem Fuß zu leben, mit seiner Familie Ferien in dem eleganten polnischen Kurort Łazienki zu machen. Eine Luxusverbannung, die 1915 mit dem Einmarsch der deutschen Truppen in Warschau endet. Jakow darf nach Mariupol zurückkehren, er ist nach zwanzig Jahren wieder ein freier Mensch. Kurz nach der Rückkehr in die alte Heimat wird Sergej geboren, der Bruder meiner Mutter.

Mariupol ist zu dieser Zeit eine multikulturelle Stadt. Ukrainer, Russen, Griechen, Italiener, Franzosen, Deutsche, Türken, Polen, viele sind Juden. Die Stadt liegt auf einem Hügel, von jeder Stelle aus sieht man das Asowsche Meer, das berühmt ist für seinen Fischreichtum. Wenn die riesigen Stör- und Zanderschwärme vorüberziehen, scheint das flache Wasser zu kochen.

Ganz unten am Strand leben die Fischer, etwas oberhalb von ihnen, den Hügel hinauf, die Arbeiter, vor allem Hafenarbeiter. Holzhütten, Erdhütten, Schuppen, Verschläge, in denen Menschen wohnen, dicht gedrängt, in bitterer Armut. Es gibt keine Kanalisation, keine Elektrizität, das Wasser



müssen die Menschen mit Eimern aus einer Quelle schöpfen. Matschiger Boden, Gestank, Stechmücken. Die hungrigen Kinder spielen im Dreck, die Väter trinken. Es grassieren Malaria, Cholera und Typhus. Nachts brennen in den Hütten Kienspäne.

Auf der dritten Ebene über dem Meer kleben die Hütten und Verkaufsstände der mittellosen Juden. Hier findet man die begehrten Streichhölzer, Schnürsenkel, Rasierpinsel, Petroleum, rostige Nägel, Büchertrödel, Melonen, Maiskolben, Hirse, Salzsteine, Gebetsriemen, alles nur Denkbare und Undenkbare. Auch hier überall Kinder, halbnackt, schmutzig und hungrig, die Jungen mit Bejkeles an den Schläfen.

Etwas abseits, hinter dem Hafen mit seinen Schiffen und Verladekränen, stehen zwei große Eisenhüttenwerke, erbaut von den Franzosen. Die Menschen, die hier arbeiten und in einer eigenen Siedlung wohnen, sind etwas besser gestellt als die Hafenarbeiter. In den gemauerten Häusern gibt es Strom und Wasser, der Lohn reicht immerhin zum Sattwerden. Die Fabrikschlote spucken Tag und Nacht ihren Dreck hinauf zur Stadt, die Sirenen, die am Ende jeder Schicht ertönen, ersetzen den Mariupolern die Uhr.

Jakow lebt mit seiner Familie in der «oberen Stadt», die bis zur Revolution dem Mittelstand und der Oberschicht vorbehalten ist. Hier gibt es Restaurants und Bars, einen Club «Soleil», Hotels, die «Continental» und «Imperial» heißen, es gibt griechische Tavernen und italienische Trattorien, Theater, einen großen Bazar und teure Geschäfte, eine Vielzahl russisch-orthodoxer Kirchen, eine Kathedrale, Synagogen, eine von den italienischen Einwohnern erbaute römisch-katholische Kirche und einen polnischen Kościół. Durch die Straßen fahren Droschken, es werden Lose und heiße Fischpiroggen verkauft, Zigeunerinnen bieten ihre

Handlesekünste an, sonntags spielt im Stadtpark eine Blaskapelle.

Giuseppe De Martino, Matildas Vater, der schwerreiche italienische Kaufmann, hat seiner Tochter und ihrer Familie einen Flügel seines Hauses in der Nikolajewskaja Uliza zur Verfügung gestellt, eines der repräsentativsten Häuser der ganzen Stadt. Noch luxuriöser ist nur noch die «Weiße Datscha», in der Matildas Schwester Angelina mit ihrem griechischen Mann und ihren Kindern wohnt. Die glanzvollsten Bälle und Gartenfeste von Mariupol finden in der «Weißen Datscha» statt, man veranstaltet Konzerte und Wohltätigkeitslotterien. Matilda dagegen wohnt bei ihren Eltern und gibt Klavierunterricht, Jakow, der studierte Jurist, hat nur eine Arbeit als Anwaltsgehilfe gefunden. Nach ihrer Rückkehr hat er sofort wieder seine alten politischen Aktivitäten aufgenommen, sich erneut mit den Bolschewiki zusammengetan, der verbotenen Fraktion der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Russlands. Wie es möglich war, dass Jakow als überzeugter Bolschewik die Tochter eines Großkapitalisten geheiratet hat und, wie ich nun erfahre, mit seiner Familie sogar unter dem Dach seines zum Klassenfeind gehörenden Schwiegervaters lebt – darüber schreibt Lidia nichts. Es wird für mich nicht der einzige blinde Fleck in ihren Aufzeichnungen bleiben.

Teresa Pacelli, Matildas reiche Mutter, blickt auf ihren aus dem verarmten ukrainischen Adel stammenden Schwiegersohn herab. Sie rümpft die Nase darüber, dass Jakows Familie außer der Kinderfrau Tonja keine Dienstboten hat und Menüs mit nur drei, vier Gängen zu sich nimmt. In Warschau hat ihre Tochter offenbar eine großzügige Apanage bezogen, jetzt, wieder zu Hause, muss sie Klavierstunden geben, um Geld zu verdienen.



Überhaupt scheint das Haus meiner italienischen Urgroßeltern Teresa und Giuseppe ein Sammelbecken für verarmte Verwandte zu sein. Zu den Mitbewohnern gehört außer Jakows Familie Onkel Federico, ein Bruder von Matilda, der seinem Vater bei der Führung der Geschäfte hilft und eine bescheidene Suite bewohnt. Außerdem sind da die «kleine Oma» aus der Familie Pacelli und die «große Oma» aus der Familie Amoretti. Die «große Oma» verdankt ihren Spitznamen ihrer imposanten Körpergröße und ihrem prächtigen, bis zu den Kniekehlen reichenden Zopf. Früher war sie mit einem russischen Aristokraten verheiratet, der sein gesamtes Vermögen im Roulette verspielte und schließlich an Lungentuberkulose starb. Seitdem lebt die früh verwitwete, mittellos gewordene «große Oma» im Haus ihrer Schwester Teresa. Die «kleine Oma» hatte ein ähnliches Schicksal ereilt. Sie war tatsächlich sehr klein und zart, ihr Gesicht von berückender Schönheit, aber ihren Körper verunstaltete ein Buckel. Ihr Vater, der mehrere Weingüter besaß, hatte ihr eine hervorragende Ausbildung ermöglicht, sie sprach mehrere Sprachen, fiel durch ihre geistreiche Rede und ihre ausgesuchten Manieren auf und wurde Hofdame der Zarenmutter Maria Fjodorowna. Die verheiratete sie nach einiger Zeit mit einem blendend aussehenden, aber bettelarmen Offizier, der sich jedoch nicht damit abfinden konnte, eine Bucklige zur Frau zu haben. Er verprasste ihre gesamte Mitgift und verschwand auf Nimmerwiedersehen. So tauchte die «kleine Oma» eines Tages wieder in Mariupol auf. Sie hatte ihr Desaster nicht verkraftet und war wunderlich geworden. Auf Fragen antwortete sie höchst einsilbig, gewöhnlich sagte sie: «Ich weiß nicht, ich weiß überhaupt nichts.» Die meiste Zeit über schwieg sie.

Der Teil des Hauses, in dem die Eigentümer selbst woh-

nen, Lidias und Sergejs Großeltern, gleicht einem Museum, in dem man Dinge aus allen Teilen der Welt bewundern kann. Seide aus China, Teppiche aus Indien, Elfenbeinfiguren aus Afrika, kostbare Mosaiken und Truhen aus Persien, furchterregende Masken aus Ceylon, riesige Muscheln, in denen man ferne Meere rauschen hört, arabische Wandteppiche, japanische Porzellanfiguren, venezianische Kristallschalen und vieles mehr, was Teresa und Giuseppe von ihren Schiffsreisen mitgebracht haben. Auf den Tischen stehen Obstkörbe und Vasen mit frischen Blumen, im Salon, wo Gäste empfangen werden und wo musiziert und getanzt wird, hängt ein gerahmtes Porträt der russischen Zarenfamilie inmitten einer italienischen Ahnengalerie, darunter ein Kardinal in roter Robe und ein italienischer Botschafter in Portugal. Auch Giuseppes Vater ist zu sehen, der neapolitanische Steinmetz, ein Mann mit riesigen Schultern, kahlem Schädel und einem Monokel im Auge. Das spiegelglatte Intarsienparkett im Salon ist für Lidia eine Schlitterbahn, auf der sie heimlich Rutschpartien macht. Am meisten faszinieren sie zwei Trumeaus, die sich in einem der Zimmer gegenüberstehen. Wenn sie sich vor einen der beiden Spiegel stellt, wird ihr Bild vom zweiten Spiegel zurückgeworfen, dieses wieder vom ersten und so weiter, sodass sie sich in unendlicher Wiederholung sieht.

Zu den Dienstboten der Großeltern gehören zwei Zimmermädchen, eine Köchin, eine Wäscherin, ein Hausmeister, ein Kutscher und ein Chauffeur. Allein die Zimmermädchen haben das Recht, die Herrschaften direkt anzusprechen, alle anderen dürfen nur über die Zimmermädchen mit ihnen in Verbindung treten. Einmal schaut Lidia in die Küche, wo die Dienstboten gerade schwatzend beim Mittagessen sitzen. Bei ihrem Anblick verstummen



sie. «Was ist gefällig, Madame?», fragt eines der Zimmermädchen. Jemand flüstert: «Wo ist hier eine Madame?! Die isst doch das Gnadenbrot ihrer Großeltern.» Lidia ist gekränkt. «Mein Vater arbeitet», sagt sie trotzig. Die Köchin bietet ihr eine Handvoll Sonnenblumenkerne an, Lidia läuft davon.

Draußen im Hof, in dem später auch meine Mutter spielen wird, hört man die Stimmen und Geräusche aus der angrenzenden Böttcherwerkstatt, die hinter einem Wall aus dunklen Zypressen auf dem Nachbargrundstück liegt. Es ist die Werkstatt der jüdischen Familie Bronstejn, doch in jenen Tagen weiß noch niemand, dass aus dieser Familie einer stammt, der sich später Leo Trotzki nennen und dessen Neffe eine nicht unbedeutende Rolle in Lidias Leben spielen wird. Es duftet nach Flieder und wilden Rosenbüschen, an der Fassade des Hauses rankt sich Wein empor. Im hinteren Teil des Hofes befindet sich der Pferdestall mit den drei Pferden, die der Kutscher füttert und täglich striegelt, in der Remise stehen zwei Kutschen – eine für festliche Ausfahrten, eine für gewöhnliche – und ein großer Pferdeschlitten für den Winter. An die Remise ist eine Garage angebaut. In ganz Mariupol gibt es damals zwei Automobile, eines davon gehört Lidias Großvater Giuseppe.

Vor ihrer Mutter Matilda hat Lidia immer ein wenig Angst, obwohl sie sie nie bestraft, nicht einmal tadelt. Sie schaut sie immer nur mit ihren halb strengen, halb spöttischen Augen an, sodass Lidia nie genau weiß, ob sie ihr Verhalten missbilligt oder sich bloß über sie lustig macht. Nie fiele es ihr ein, Schutz, Wärme, Zärtlichkeit bei ihrer Mutter zu suchen. Das alles bekommt sie von ihrer ukrainischen Kinderfrau Tonja, die sie herzt und zum Lachen bringt. Von ihr lernt sie die ukrainische Sprache, die für die Eltern nur ein primitiver russischer Dialekt ist, Lidia aber später retten wird.

Lidia ist oft allein. Die Mutter hat viele Klavierschüler, die man den ganzen Tag Tonleitern und Etüden üben hört. Der Vater ist entweder in der Kanzlei oder geht zu den Geheimtreffen der Bolschewiki, nie hat er Zeit. Sergej ist noch zu klein, um mit Lidia zu spielen, der Stiefbruder Andrej schon erwachsen. Er wird in die Fußstapfen des Vaters treten und schon bald in den Bürgerkrieg ziehen – gleich in den ersten Tagen kommt er um.

Die anderen Kinder, die von ihren Müttern Märchen vorgelesen bekommen, beneidet Lidia. Ihre eigene Mutter tut das nie. Vielleicht trägt das dazu bei, dass sie sich bereits mit fünf Jahren das Lesen beibringt, ohne fremde Hilfe. Wie ihr das gelingt, weiß sie später nicht mehr. Sie tastet sich mit dem Finger über die Zeilen, studiert Buchstabe für Buchstabe, so lange, bis sich ihr nach und nach die einzelnen Buchstabenreihen erschließen. Sie ist völlig berauscht, liest und liest. Nach den Märchen holt sie sich Bücher aus der Bibliothek ihrer Eltern. Schon mit sechs, sieben Jahren kennt sie Dostojewskis «Njetotschka Neswanowa», Iwan Krylows Fabeln, Leskows «Geschichte vom Tulaer schielenden Linkshänder und vom stählernen Floh». Sie taucht ein in die Welt der Erwachsenen, fest davon überzeugt, dass sie jedes Wort in den Büchern versteht.

Schon in Warschau, als Lidia drei Jahre alt war, hatte die Mutter begonnen, ihr Klavierunterricht zu erteilen. Lidia hasst es, Tonleitern und Fingersätze zu üben, aber sie komponiert. Sie braucht dazu gar nicht viel tun, aus einem Akkord ergibt sich der nächste, sie muss bloß den Tönen folgen, die sie im Innern hört. Es ist wie mit dem Lesen – nur dass sie am Klavier nicht mit den Augen liest, sondern mit den Ohren. Auf dem Klavier sind die Buchstaben Töne, die sich zu Wörtern und Sätzen verbinden. Einmal steckt die



Mutter den Kopf durch die Tür. «Warum spielst du ein so kompliziertes Stück?», fragt sie. «Das ist zu früh für dich.» Sie hat keine Ahnung von den Talenten ihrer Tochter.

Abends, nach getaner Arbeit, versammelt Großvater Giuseppe oft die Familie um sich. Seine auf See geborenen und danach weggegebenen Söhne und Töchter kommen vorbei, manchmal auch Eleonora, eine Pianistin, die in Petrograd lebt. Es wird gegessen, getrunken, geplaudert, das Hauptthema ist fast immer die Politik, das sich schon ankündigende Inferno der Revolution. Zwischendurch setzt sich jemand an den Jakob-Becker-Flügel und spielt. Irgendwann sagt der Großvater: «Komm, Matilda, sing uns was.» Lidias Mutter hat eine ungewöhnlich schöne, dunkle Stimme, einen warmen Kontra-Alt, mit dem sie neapolitanische Lieder singt, Opernarien, Romanzen von Tschaikowsky und Rubinstein. Begleitet wird sie meistens von ihrem Bruder Valentino.

Nichts in meinem Gedächtnis antwortet, während ich vom Gesang der Mutter meiner Mutter lese. Dabei ist es unmöglich, dass meine Mutter mir nichts davon erzählt hat, denn von dort muss es hergekommen sein, ihr eigenes Singen, von ihrer Mutter und zweifellos auch von ihrem Bruder Sergej. Immer sang sie, wenn sie nicht weinte oder entrückt war in ihr unheimliches Schweigen. Sie sang beim Geschirrspülen, beim Fegen, wenn sie vor dem Spiegel stand und ihr Haar aufsteckte. Wir alle sangen, fast jeden Tag auch gemeinsam, und ich habe Ziehharmonika gespielt, sogar nachts stand ich auf und spielte, mondsüchtig, mit dem Notenständer vor mir, aber mit geschlossenen Augen. Mein Vater war als Kind Chorknabe der russischen Kirche seines Heimatortes gewesen, später Chorleiter, und nach der Zwangsarbeit in Deutschland wurde seine Stimme zur

Quelle unseres Überlebens. Zuerst sang er für die amerikanischen Besatzer, die russische Lieder hören wollten und ihn mit Naturalien bezahlten, später verdiente er Geld als Mitglied eines Kosakenchors. Vielleicht hatten meine Eltern schon in Mariupol gesungen, vielleicht war es das Zusammenklingen ihrer Stimmen, in das meine Mutter sich verliebte. Das jedenfalls hatten sie gemeinsam, die schönen Stimmen, die Liebe zum Gesang, die auch auf uns überging, auf mich und meine Schwester, die später Musik studierte und Opernsängerin wurde – sie trat in die Fußstapfen ihres Onkels Sergej, von dessen Existenz sie gar nichts ahnte. In meiner deutschen Schulklasse hatte ich immer die schönste Stimme gehabt, meine Stimme war meine positive Besonderheit, die einzige positive Besonderheit des Russischen, das ich verkörperte. Und wenn wir zu Hause sangen, meine Mutter, mein Vater, meine Schwester und ich, wenn unsere Stimmen ineinanderflossen, dann gehörten wir zusammen, bildeten eine Familie, ein Wir, das es sonst nie gab.

Die Singstimme ihrer sonst so kühlen Mutter, schreibt Lidia, war voller Wärme, voller Magie und Zärtlichkeit. Matildas Gesang war Lidias größtes Kinderglück. Zwar las sie ihr keine Märchen vor, aber wenn Tonja die Kinder zu Bett gebracht hatte, kam sie noch einmal ins Zimmer, um gute Nacht zu sagen. Bevor sie wieder ging, setzte sie sich in den Sessel am Fenster und begann, leise zu singen, russische und italienische Schlaflieder, «Spi mladjenez, moj prekrasnyj, bajuschki baju ...», «Ninna nanna, ninna oh, questo bimbo a chi lo do ...» Das bedeutete Geborgenheit, Heimat für Lidia, die dunkle, geheimnisvolle Stimme ihrer Mutter, die sie am Ende jedes Tages selig einschlafen ließ.

Morgens versucht die Mutter, den undurchdringlichen schwarzen Wust auf Lidias Kopf zu entwirren. Sie arbeitet



mit verschiedenen Kämmen und Bürsten, um Ordnung in das widerspenstige Kinderhaar zu bringen. «Du bist unsere kleine Hexe», scherzt sie und ahnt nicht, wie ernst ihre Tochter diese Worte nimmt. Seit ihrer Märchenlektüre weiß sie, dass Hexen fliegen können, und insgeheim ist sie davon überzeugt, dass auch sie das kann. Als einziges Mädchen rennt sie mit den Nachbarsjungen über die Dächer der eng zusammenstehenden Häuser in der Straße, springt von einem Dach zum nächsten. Manchmal rutschen die Ziegeln unter den Füßen davon, die Jungen schreien, aber Lidia hat keine Angst. Sie springt in der Gewissheit, dass ihr nichts passieren kann, dass die Gesetze der Schwerkraft für sie nicht gelten.

Eines Tages klettert sie allein auf ein Dach und macht einen Schritt in die Luft. Sie hat Glück. Sie fällt nicht auf das Kopfsteinpflaster, sondern in einen Sandhaufen, der genau an dieser Stelle unten auf der Straße liegt. Ihre Karriere als Hexe endet mit schweren Prellungen und einer Gehirnerschütterung.

Im Sommer schickt Matildas Bruder Valentino oft eine Pferdekutsche, die Matilda und die Kinder abholt und auf seine Datscha bei Mariupol bringt. Die Datscha liegt auf einem Hügel in einem riesigen Garten, von der Dachterrasse sieht man hinunter auf das blinkende blaue Meer, den weißen Strand und die Schiffe im Hafen. Im Hof des Hauses plätschert ein Brunnen, die Freitreppe wird von zwei steinernen Löwen bewacht. Den Garten, der hinunterreicht bis zum Meer, pflegt ein Gärtner namens Erich Klarfeld, den Valentino extra aus Deutschland hat kommen lassen und der in einem kleinen Haus auf dem Grundstück wohnt. Der ganze Garten ist von Alleen durchzogen: Es gibt eine Schattenallee, in der es immer kühl ist, weil nie ein Sonnenstrahl

durch das grüne Dach der Bäume dringt, und eine Sonnenallee, an der zwischen Rosensträuchern Liegestühle stehen, für Sonnenbäder, mit denen verschiedene Wintererkrankungen kuriert werden. Andere Alleen sind von Obstbäumen und Beerensträuchern gesäumt, wieder andere führen durch kleine Blumenmeere, die in kunstvoll zusammengestellten Farben leuchten, zu jeder Jahreszeit anders. Über eine schmale Steintreppe gelangt man hinunter zum Strand mit den Umkleidekabinen. Wenn abends Gäste kommen, ist der Garten von bunten Lichtergirlanden erleuchtet, es werden italienischer Rotwein, Krimsekt und selbstgemachtes Eis gereicht.

An diesem Ort verbringt Lidia die schönsten Zeiten ihrer Kindheit. Onkel Valentino spielt Domino mit ihr und lässt sie auf seinem Rücken reiten, die Mutter ist in seiner Gegenwart wie verwandelt, beschwingt und zugänglich. Obwohl ihr Bruder für alles Personal hat, pflückt sie selbst Beeren und kocht Warenje draußen in der Sommerküche. Abends stellt Valentino das Grammophon an, er legt Platten auf und tanzt mit Matilda auf der Terrasse. Unvermittelt fügt Lidia hinzu, dass ihr Vater die Datscha seines Schwagers niemals betreten hat. Der Satz bleibt ohne Erklärung in der Luft hängen, aber wenn es in Lidias Aufzeichnungen die Andeutung einer Liebesbeziehung zwischen ihrer Mutter und deren Bruder Valentino gibt, dann ist es diese Stelle.

Im Winter liebt Lidia am meisten die Ausfahrten im Schlitten, die gefallen ihr noch besser als Autofahren. Wenn draußen Schnee liegt, möchte sie am liebsten jeden Tag in den Schlitten steigen, um, eingehüllt in ihren Pelz, durch das stiebende Weiß zu fliegen, voran die schnaubenden Rösser mit den klirrenden Glöckchen am Geschirr. Als sie es einmal wagt, ihre Großmutter um eine zusätzliche Ausfahrt zu



bitten, sieht diese ihre Enkelin herablassend an. «Habt ihr etwa Pferde, habt ihr einen Kutscher? Ihr habt gar nichts, ihr seid Parasiten.»

Lidia ist außer sich. Sie weiß, dass Parasiten Wanzen und Flöhe sind. Sie stürmt zum Kabinett des Vaters, den man bei der Arbeit nicht stören darf, aber diesmal vergisst sie sogar das Anklopfen. «Papa, die Großmutter hat gesagt, dass wir Parasiten sind. Stimmt das?», fragt sie außer Atem. Der Vater nimmt seine Brille ab und sieht sie mit seinen ernsten grauen Augen an. «Ja, Tochter, das stimmt», sagt er. «Wir leben in einer ungerechten Gesellschaft. Aber das wird sich bald ändern. Nach der Revolution wird es keine Reichen und keine Armen mehr geben, und dann werden wir auch keine Parasiten mehr sein.»

Von da an wartet Lidia ungeduldig auf die Revolution. Und sie muss nicht lange warten. Schon wenige Wochen später ist es so weit. Es beginnt fröhlich, ganz unspektakulär. In den Straßen sieht man lachende Menschen, die neue, unbekannte Lieder singen und rote Fähnchen schwenken. Auch Lidias Eltern feiern zusammen mit den Großeltern und den anderen Verwandten. Sie singen die Marseillaise und stoßen mit Sekt an. Auf die Freiheit! Das Porträt der Zarenfamilie im Salon ist bereits abgehängt. Man ist glücklich, dass sie endlich da ist, die neue, demokratische Zeit.

Beim Lesen frage ich mich, wie ich das zu verstehen habe. Waren die Großeltern naiv, wussten sie nicht, was ihnen blühte? Begriffen sie nicht einmal, für welche politischen Ziele ihr Schwiegersohn stand, dem es um die Abschaffung von genau solchen ging wie ihnen?

Schon ein paar Tage später wird geschossen. Menschen bewaffnen sich mit Steinen, werfen Fenster ein. Aufgebrachter Pöbel versucht, auch das Haus der reichen De Martinos

zu stürmen. Dem Hausmeister gelingt es, den Volkszorn zu beschwichtigen, noch steht er zu seinen Herrschaften, aber es ist das letzte Mal vor dem Beginn der Plünderungen, der Anarchie, des Terrors, der ständigen Angst. Mariupol ist umkämpft von verschiedenen politischen Gruppierungen und Banden, mal reißen die einen, mal die anderen die Macht an sich. Die Menschen verstecken sich in Kellern und Erdlöchern, um sich vor den Schießereien auf den Straßen zu retten. Die jeweiligen Sieger geben sich durch eine Fahne zu erkennen, die sie auf dem Bankgebäude hissen. Die Zarenflagge steht für die Weiße Garde, die rote für die Bolschewiki, die gelb-blaue für den Nationalisten Simon Petljura, die schwarze für den Anarchisten Nestor Machno. In den fünf Jahren des Bürgerkriegs wechselt in Mariupol siebzehnmal die Verwaltungsmacht. Am gefährlichsten sind die Sieger, die ohne Fahne auskommen. Bei ihnen muss man sich auf besonders brutale Überfälle und Plünderungen gefasst machen.

Im Haus meiner noch nicht geborenen Mutter hat sich alles verändert. Matilda ist allein zurückgeblieben mit ihren zwei Kindern, ihr Mann Jakow und ihr Stiefsohn Andrej kämpfen im Bürgerkrieg auf der Seite der Bolschewiki. Nach und nach verschwinden auch alle Dienstboten, nicht ohne mitgehen zu lassen, was sie schleppen können. Als Lidia einmal die Badezimmertür öffnet, wickelt die Köchin Darja gerade die Waschschüssel der Großmutter in deren seidenen Morgenmantel und versenkt beides in einem großen Korb. «Aber das gehört doch Großmutter!», ruft Lidia entgeistert aus. Die Köchin: «Wir leben jetzt im Kommunismus, deins ist auch meins.» Sie überlegt einen Moment und fügt hinzu: «Aber meins ist nicht deins.»

Eines Nachts sieht Lidia durch einen Türspalt ihren



Großvater und seinen Sohn Federico unter einer Lampe sitzen, vor ihnen auf dem Tisch ein Berg Goldmünzen. Sie machen kleine Stapel aus den Münzen und rollen sie in Zeitungspapier ein. «Jetzt verpisst sie sich, deine feine Verwandtschaft, das Kapitalistenpack!», zischt eines der noch anwesenden Zimmermädchen Lidia im Vorübergehen zu. Am nächsten Tag sind die Großeltern und Onkel Federico tatsächlich verschwunden, offenbar für immer. Jedenfalls erwähnt Lidia sie nicht mehr, hinterlässt mir einen weiteren blinden Fleck. Immerhin weiß ich jetzt, dass meine Mutter ihre italienischen Großeltern nicht mehr kennengelernt hat, dass sie nicht mehr da waren, als sie geboren wurde. Vielleicht hatte man sie ermordet oder in ein Lager gebracht, vielleicht war es ihnen gelungen, mit ihrem Gold zu fliehen.

Fast jeden Tag betreten nun ungebetene Gäste das feudale Haus in der Nikolajewskaja Uliza, sie gehen umher, schauen, suchen etwas. Eines Abends tauchen zwei bewaffnete Männer auf und beginnen, mit ihren Bajonetten den Telefonanschluss im Flur aus der Wand zu brechen. «Warum tun Sie das?», will Matilda wissen und bittet die Männer um ihre Dokumente. Einer der beiden hält ihr seine Faust vors Gesicht: «Das ist das Dokument.» Dann deutet er auf seinen Revolver: «Und das ist das Argument.»

Ständig werden neue Organisationen gegründet. Einmal kann man auf der Hauptstraße eine Art Demonstration beobachten. Ein Dutzend junger Frauen und Männer rennen über die Straße, alle splitternackt, sie tragen jeweils nur ein rotes Spruchband über der Schulter: «Schluss mit der Scham!» Die Zuschauer lachen und johlen. Lidia und Sergej sammeln derweil Kugeln und Patronen von der Straße auf und spielen Rote und Weiße. Lidias Freundin Mascha sagt:

«Ich kann nicht mehr mit dir spielen. Deine Mutter ist eine Weiße, meine ist eine Rote.»

Der einzige Dienstbote, der noch im Haus ist, ist der Chauffeur. Eines Tages lädt er Lidia zu einer Spazierfahrt in Großvaters Auto ein. Lidia ist schon lange nicht mehr Auto gefahren, sie ist begeistert. In ihrem leichten Sommerkleid, barfuß, wie sie ist, klettert sie auf den Rücksitz des Cabriolets. Der Chauffeur jagt den Wagen mit hoher Geschwindigkeit über die Straßen, bald sind sie draußen vor Onkel Valentinos Datscha. Der Chauffeur hält am Wohnhaus des deutschen Gärtners, steigt wortlos aus und lässt Lidia allein. Was hat er vor? Hat er die Enkelin seiner ehemaligen Arbeitgeber als Geisel genommen, verhandelt er mit dem Gärtner Valentinos Vermögen? Die Datscha sieht verwaist aus, die Fensterläden sind geschlossen, aus den Ritzen des Pflasters wächst Unkraut – von Onkel Valentino keine Spur. Lidia streift umher, es wird schon dunkel, sie beginnt zu frieren. Schließlich verkriecht sie sich in einem Haufen Sonnenblumenkerne, in dem noch die Wärme des Tages gespeichert ist. Sie wird müde und schläft ein. Irgendwann wird sie vom Licht einer Taschenlampe geweckt, die ihr der Chauffeur ins Gesicht hält. «Wir fahren wieder, Madame», sagt er. Er grinst höhnisch und verbessert sich: «Ich meine natürlich: ehemalige Madame.» Er bringt Lidia zurück nach Hause, lässt sie aussteigen, braust mit dem Auto des Großvaters davon und kommt nie wieder. Als Lidia barfüßig, schmutzig und zitternd vor Kälte das Haus betritt, stößt Tonja einen Schrei der Erleichterung aus. Sie und die Mutter hatten das Kind seit Stunden gesucht und schon für immer verschwunden geglaubt in den nächtlichen Wirren der Stadt.

Eines Morgens wird Lidia von lauten Geräuschen geweckt. Sie springt aus dem Bett und läuft im Nachthemd



hinüber zum Salon, aus dem die Geräusche kommen. Dort erblickt sie einen fremden Mann, der einen zylinderartigen Lederhut trägt, eine schwarze Feldbluse, eine Reiterhose und Stiefel. An seinem Gürtel baumeln leere Dolchscheiden und eine Granate. Er fuchtelt mit einem Säbel herum, der Säbel beschreibt Kreise in der Luft und gibt ein beängstigendes Pfeifen von sich. Manchmal geht die Schneide auf einen der Sessel nieder, dann hört man, wie der Bezug mit einem leisen Knall zerplatzt. Lidia entdeckt ihre Mutter und Tonja, die sich verängstigt in einer Zimmerecke zusammengedrängt haben. Der Mann brüllt: «Ich verlange, dass man mir sofort eine Hose bringt. Und zwar eine schwarze. Sonst seid ihr tot.» Matilda versichert ihm, dass sie keine schwarze Hose haben, dass man ihnen bereits alles weggenommen hat, aber der Mann glaubt ihr nicht und wird immer wütender. Plötzlich öffnet sich leise die Dienstbotentür, und im Salon erscheint die «kleine Oma». Sie ist korrekt gekleidet und frisiert, wie immer. «Was geht hier vor?», fragt sie höflich. «Was können wir für Sie tun, mein Herr?» Dem Einbrecher verschlägt es für einen Moment die Sprache, dann wiederholt er seine Forderung nach einer schwarzen Hose, nun schon weniger laut. «Wunderbar, junger Mann», erwidert die «kleine Oma», «wenden Sie sich bitte an ein Konfektionsgeschäft.» Mit diesen Worten nickt sie dem Fremden freundlich zu und verschwindet wieder, ebenso leise und unmerklich, wie sie aufgetaucht ist. Matilda ist bleich geworden, sie fleht den bewaffneten Mann um Nachsicht an: «Verzeihen Sie, eine alte Frau, die nicht mehr ganz bei sich ist ...» – «Aber so vornehm», erwidert der fassungslos, «so vornehm ...» Unsicher blickt er um sich, greift sich schnell einen Bronzeleuchter, der noch auf einer Konsole im schon fast ausgeplünderten Salon steht, und stürmt davon.

Ein anderes Mal brechen zwei Betrunkene ein, die nach Alkohol verlangen. In der Küche finden sie noch eine Flasche Branntwein. Sie trinken sie leer und wollen anschließend Eier braten. Sie stellen eine venezianische Kristallschale aufs Feuer und schlagen die Eier hinein. Natürlich zerplatzt die Schale, mit einem lauten Klirren. Die Betrunkenen biegen sich vor Lachen und brüllen ein ums andere Mal: «Tod der Bourgeoisie! Tod der Bourgeoisie!»

Im Haus geht schon lange ein und aus, wer will, die einstigen Besitzer haben nichts mehr zu sagen. Vorübergehend bezieht der Sekretär von Semjon Budjonnyj, dem Anführer der Roten Reiterarmee, Großvater Giuseppes ehemaliges Büro, ein Glücksfall für die Hausbewohner, weil seine Anwesenheit sie zumindest für kurze Zeit vor Überfällen schützt. Mal quartiert sich irgendein General mit seiner Geliebten ein, mal die Ehefrau eines Geheimdienstlers, die die letzten Uhren und Spiegel mitgehen lässt, als sie wieder verschwindet.

Wenn Tonja sonntags in die Kirche geht, begegnet sie Leuten, die die Kleider von Lidias Eltern und Großeltern tragen. Einmal sieht sie ein Mädchen in dem weißen Polarfuchsmäntelchen, das Lidia immer auf Schlittenausfahrten getragen hat. Aber inzwischen gibt es auch keinen Schlitten mehr, die Remise ist leer. Die Kutschen samt den Pferden und der Schlitten wurden von Nestor Machnos Schwarzer Armee geraubt.

Eines Tages erscheinen Leute aus irgendeinem Komitee, um die «Überreste bourgeoisen Eigentums» ganz legal zu konfiszieren. Die gute Tonja hat die lebenswichtigsten Dinge in einer großen Truhe verstaut und erklärt den Herren, dass der Inhalt dieser Truhe ihr persönliches Eigentum sei. Ihr, der Proletarierin, dürfen sie nichts wegnehmen. Während



sie die Räume inspizieren und alles, was ihnen zwischen die Finger kommt, in riesigen Säcken verschwindet, schreit Tonja immer wieder auf: «Nein, das will ich haben, mir steht auch was zu vom Volkseigentum!» Die Möbel und Teppiche werden auf Pferdefuhrwerke geladen, auch Lidias geliebte Trumeaus. Die Lüster werden von den Decken, die Vorhänge von den Fenstern gerissen. Zuletzt wird auch der Flügel hinausgetragen. Für immer, schreibt Lidia, verschwindet die Musik aus dem Haus.

Als Lidia einmal mit Tonja in der Stadt unterwegs ist, auf der ewigen Jagd nach Nahrung, kommen sie am einstigen Unternehmerclub vorbei, der jetzt «Werktätigenpalast» heißt, wie auf einer Sperrholzplatte am Eingang zu lesen ist. Tonja betritt beherzt das Gebäude, mit Lidia an der Hand. Eine Marmortreppe mit einem roten Läufer führt ins obere Stockwerk hinauf. Überall Männer in Stiefeln, Lederjacken und Ledermützen, durch offene Türen blickt man in luxuriös eingerichtete Räume. In einem davon erkennt Lidia verwundert den Rokokosekretär ihres Großvaters und Großmutters Schminktisch. «Jemine», flüstert Tonja, «die Möbels von dein Opa und Oma.» In einem leeren Saal, in dem die Scherben eines zerbrochenen Fensters auf dem Parkett liegen, sehen sie den schwarzen Flügel stehen, auf dem Lidia einst gespielt und komponiert hat. Er wird als eine Art Theke benutzt, ist vollgestellt mit leeren Flaschen, schmutzigen Gläsern und Aschenbechern, aus denen Zigarettenkippen quellen. Am Buffet des neuen Werktätigenpalastes bekommt jeder Besucher eine Pirogge umsonst. Lidia schlingt ihre an Ort und Stelle hinunter, aber die umsichtige Tonja steckt schnell noch zwei weitere davon in ihre Handtasche. Später hört man, dass ein Tschekist Gefallen an dem kostbaren Jakob-Becker-Flügel gefunden hat. Er lässt ihn zu

sich nach Hause bringen und schenkt ihn seiner Frau, damit sie darauf spielen lernt.

Obwohl fast niemand mehr etwas besitzt, gehen die Plünderungen weiter. Matilda beschließt, mit den Kindern und ihrer schwangeren Schwester Eleonora, die vor den Schießereien in Petrograd nach Mariupol geflohen ist, vorübergehend Zuflucht auf der anderen, russischen Seite des Asowschen Meeres zu suchen. Sie ist immer noch überzeugt davon, dass alles, was vor sich geht, nur ein Spuk ist, der jeden Moment wieder vorbei sein wird. Im Gedränge am Hafen ergattern sie noch vier Plätze auf einem schäbigen alten Schiff, das überfüllt ist von Menschen, die ebenfalls das Weite suchen. Nachts geraten sie in einen Orkan. Das kleine, verrostete Schiff wird zum Spielball der Wellen, es ächzt und knarrt, als würde es jeden Augenblick auseinanderbrechen. Matilda hält sich am Waschbeckenrand fest und stöhnt, Lidia hat das Gefühl, sie stehe mit dem Kopf nach unten in der Luft. Jemand schreit: «Hilfe, ich kann nicht mehr, werft mich ins Meer!» Später stellt sich heraus, dass es Giannina Sanguinetti war, eine Verwandte der De Martinos, die außer sich geriet vor Angst und Seekrankheit.

Die Ankunft in Jeisk ist wie ein Traum – eine dunstige Morgensonne über dem spiegelglatten, friedlichen Meer, ein stiller weißer Strand. Nichts mehr erinnert an den nächtlichen Aufruhr der Naturgewalten. Fast zwei Monate Ferien vom Bürgerkrieg, der in diesem Landstrich noch nicht angekommen ist. Eine alte, behagliche Pension, in der man täglich eine bescheidene Mahlzeit zu sich nehmen kann, bei einem jüdischen Bäcker gibt es frische, duftende Bagels. Auf dem Markt werden Weintrauben und Pfirsiche verkauft – Lidia hat schon vergessen, dass es so etwas überhaupt gibt. Sie sind den ganzen Tag am Strand, schwimmen und liegen in



der Sonne. Allmählich nehmen alle etwas zu und beginnen, wieder sich selbst ähnlich zu sehen. Dann wird Matildas Schwester Eleonora im örtlichen Krankenhaus von einem Mädchen entbunden. Es hat an jedem der winzigen Händchen nur einen Daumen und einen kleinen Finger, die drei mittleren Finger fehlen – das Kind einer Pianistin, das mit verstümmelten Händen zur Welt kommt. Es muss die Folge der täglichen Ängste und Schrecken sein, die Eleonora während der Schwangerschaft ausgestanden hat.

Die Rückreise über das ruhige, leuchtend blaue Meer ist für lange Zeit das letzte Glück für die Heimkehrer. Alles, wovor sie aus Mariupol geflohen sind, beginnt erst. Schon auf dem Weg vom Hafen erleben sie eine albtraumhafte Szene: Über die Hauptstraße werden Särge getragen, aus denen erstickte Schreie und Klopfzeichen dringen. Die Weißgardisten haben rote Kommissare in die Särge gesperrt und führen der Bevölkerung vor, was denen droht, die mit den Roten paktieren.

Die Schießereien in der Stadt sind noch aggressiver geworden. Mariupol ist zum wiederholten Mal in der Hand von Nestor Machno. Seine Schwarze Armee jagt auf Tatschankas, schwer bewaffneten, von Pferden gezogenen Kampfwagen, durch die Straßen, auf Beutezug. Alle schließen die Fensterläden und verstecken sich, um nicht ermordet zu werden.

Eines Abends stehen Matilda und Tonja am Fenster und flüstern miteinander. Es gibt wieder einmal keinen Strom, im Zimmer nur der flackernde Schein einer Petroleumlampe. Von fern her hört man Schüsse. «Betet, Kinder», sagt Matilda, «damit keine schlechten Menschen zu uns kommen.» Am Kopfende der beiden Kinderbettchen sind kleine Ikonen angebracht – bei Lidia die heilige Märtyrerin Lidia,

bei Sergej der heilige Sergius von Radonesch. Jeden Abend vor dem Schlafengehen knien die Geschwister nieder und sprechen mit gefalteten Händen Gebete. Lidia hat sich an das allabendliche Ritual gewöhnt und hält Gott für so etwas wie einen Freund der Familie. Manchmal berät sie sich mit ihm. Auch an diesem Abend knien sie sich hin, und Lidia bittet Gott mit Tränen in den Augen um seinen Schutz vor den schlechten Menschen. Zum Schluss bekreuzigt sie sich und kriecht vertrauensvoll, mit dem Gefühl getaner Pflicht, in ihr Bett.

Kurz darauf versucht jemand, die abgeschlossene Haustür einzuschlagen. Sie ist zwar aus schwerer Eiche, aber die martialischen Schläge lassen keinen Zweifel daran aufkommen, dass sie nicht standhalten wird. Matilda öffnet. Zwei Männer in Zivil stürzen herein, bewaffnet mit Flinten, Bajonetten und Pistolen. Unter wüsten Beschimpfungen fallen sie über Matilda her und verlangen Geld, Gold, Brillanten. Matilda beteuert, dass sie nichts mehr besitzt, dass man ihr bereits alles abgenommen hat, aber natürlich glaubt man ihr nicht. Die Männer durchwühlen das ganze Haus, im Keller reißen sie mit ihren Bajonetten Konserven auf, weil sie darin Schätze vermuten. Sie werden immer wütender, weil sie nichts finden. «Schlaft, Kinder, schlaft», sagt schließlich einer von ihnen und befiehlt Matilda, sich an die Wand zu stellen. Dann richtet er seine Pistole auf sie. Matilda sagt nichts, schreit nicht, wehrt sich nicht, wickelt sich nur stumm in ein Wolltuch, stellt sich an die Wand und sieht über die Köpfe der Männer hinweg in die Ferne.

Plötzlich ertönen laute Schritte. «Hände hoch!», schreit jemand. Wieder kommen Fremde hereingestürmt, diesmal in Uniform. Sie entwaffnen die Einbrecher und stoßen sie hinaus in den Hof. Man hört Schreie und Schüsse von draußen. Später stellt sich heraus, dass es Tonja gelungen war, sich in die Küche zu stehlen, dort aus dem Fenster zu steigen und Hilfe bei den «Roten» zu holen.



In dieser Nacht ist Mutters Haar weiß geworden, schreibt Lidia und löst damit eines meiner Rätsel. Darum also die weißhaarige Frau auf dem Foto mit meiner jungen Mutter. Matilda war schon weißhaarig, als sie meine Mutter mit dreiundvierzig Jahren zur Welt brachte. Eine weißhaarige Gebärende, eine Weißhaarige, die einen Säugling stillt. Davor hatte sie wahrscheinlich schwarzes Haar gehabt, wie meine Mutter, wie wohl alle Italiener in der Familie, aber meine Mutter hatte sie nie anders gekannt als so, mit einem Haar, das in einer einzigen Nacht um zwanzig oder dreißig Jahre gealtert war. Auch am Scheitel ihres vierjährigen Bruders entdeckt Lidia am nächsten Morgen ein paar weiße Fädchen, in ihrem eigenen Haar eine weiße Strähne. Das Zeichen der Todesangst, das sie von nun an alle tragen, nach einer Nacht, in der Lidia ihren Glauben an Gott verloren hat.

Eines Tages, im Sommer des Jahres 1919, taucht unerwartet Jakow auf, Lidias und Sergejs Vater. Er hat heimlich die Bürgerkriegsfront verlassen und bleibt nur eine Nacht. Aber diese Nacht hat schwerwiegende Folgen: Matilda wird schwanger. Das ist er also, der Anfang meiner Mutter. Er liegt in einer wahrscheinlich heißen, dem Bürgerkrieg gestohlenen Julinacht in einem ausgeplünderten, verwüsteten Haus in der «oberen Stadt» von Mariupol. Ein fünfundfünfzigjähriger Mann und eine zweiundvierzigjährige Frau, deren Haar über Nacht schneeweiß geworden ist vor Grauen, zeugen in einem Augenblick unvorsichtiger Selbstvergessenheit ein Kind, das sie beide nicht wollen können in dieser Zeit. Vermutlich sind sie ausgehungert nach einander, vielleicht denken sie, dass sie sich zum letzten Mal in den Armen halten.

Jakows Sohn Andrej ist bereits umgekommen im Bürgerkrieg, und er, Jakow, wird am nächsten Morgen wieder gehen, seine Frau und seine zwei Kinder erneut allein zurücklassen, um für den Sieg der Bolschewiki zu kämpfen, der endlich Frieden bringen soll. Zwei Kinder, die nach dieser Nacht schon zu dritt sind, eine Zumutung, ein Desaster für Matilda, die sich zu alt fühlt für eine weitere Schwangerschaft und keine Ahnung hat, wie sie noch ein Kind durchbringen soll.

Das Kirchenregister besagt, dass meine Mutter am 30. April 1920 in der Kathedrale des heiligen Charlampij getauft wird, der größten und schönsten Kirche Mariupols. Schon bald wird auch dieses Gotteshaus für immer vom Erdboden verschwunden sein, man wird es ausplündern und dann sprengen, wie die meisten anderen Kirchen auch. Die Taufpatin meiner Mutter ist ihre Tante Eleonora, die in Jeisk das Kind mit den verstümmelten Händchen geboren hat, ihr Taufpate ein Mann namens Paul Haag, Ehrenbürger von Mariupol. Ein Deutscher wie Erich Klarfeld, der Gärtner von Onkel Valentino. Vielleicht hatte die Familie eine Affinität zu den Deutschen, vielleicht durch den Vater meiner Mutter, den Sohn der baltendeutschen Anna von Ehrenstreit? Doch was mochte ihn, Paul Haag, in die ukrainische Stadt am Asowschen Meer verschlagen haben? Was für besondere Verdienste hatte er sich dort erworben, dass man ihm die Ehrenbürgerschaft der Stadt verlieh, und was hatte ihn so eng mit den Eltern meiner Mutter verbunden, dass sie ihn, einen Deutschen, zum Taufpaten ihres Kindes auswählten?

Ich finde seinen Namen in einer Opferliste im russischen Internet. Er wird im Jahr 1937 als Volksfeind verhaftet und von einer Trojka verurteilt. Hinter dem Urteil stehen die Buchstaben «WMN». Von Konstantin erfahre ich, dass das die russische Abkürzung für *wysschaja mera nakazania* ist,



für die Höchststrafe. Trojkagerichte dauern in der Regel nicht länger als fünf Minuten, das Urteil wird auf der Stelle vollstreckt. Vielleicht kam der Deutsche Paul Haag gar nicht dazu, seine Lage zu realisieren. Er wurde verhaftet, und gleich darauf durchbohrte eine Kugel seinen Kopf.

Mir fällt auf, dass sein Todesjahr mit dem des Vaters meiner Mutter übereinstimmt. Deutet das auf einen Zusammenhang hin, war es womöglich Paul Haag, dessen Denunziation von Jakow erwartet wurde? Hatte er nur noch die Wahl gehabt, zum Verräter zu werden oder seinem Leben ein Ende zu machen, da er wusste, dass die Geheimpolizei Mittel und Wege finden würde, ihn zum Sprechen zu bringen? Waren Paul Haag und er vielleicht alte Genossen, Weggefährten, die man in einer gemeinsamen Strafakte vereint hatte? Oder hatte man den Taufpaten meiner damals siebzehnjährigen Mutter einfach deshalb erschossen, weil er Deutscher war, weil zu jener Zeit alle Ausländer unter dem Generalverdacht der Spionage standen, allein aufgrund ihrer Herkunft zu Feinden geworden waren?

Eigentlich, so schreibt Lidia, sollte die Taufe meiner Mutter schon einen Tag früher stattfinden. Aber diesen Tag müssen sie im Keller des Hauses verbringen, weil draußen unentwegt geschossen wird. Man kann nicht vor die Tür, weil es im Hof Kugeln hagelt. Vor der kirchlichen Taufe, bemerkt Lidia lapidar, erhält ihre kleine Schwester die Feuertaufe.

Die Welt, in die meine Mutter hineingeboren wird, ist, wie ich schon vermutet hatte, eine höchst beengte. Es ist die Zeit der sogenannten Komprimierungen. Lidia hatte gedacht, dass man nur Luft oder Heu komprimieren kann, aber siehe da – auch Menschen ließen sich komprimieren. Zuerst wurde die besitzende Klasse von ihrem mobilen Eigentum befreit, dann kamen die Immobilien an die Reihe.

Das ehemalige Haus der Großeltern wird nach und nach mit immer mehr Menschen vollgestopft. Niemand in diesem Haus gehört sich selbst, die Bewohner sind ein einziger Körper, dessen Glieder sich in ständigem Krieg um ein paar Zentimeter mehr Platz befinden. An einige der Bewohner erinnert sich Lidia noch.

Da ist ein georgischer Militär mit Frau und mehreren Kindern, der in Tscherkessentracht gekleidet ist, an seinem Gürtel trägt er einen Säbel und eine Pistole. Er hat eine Verletzung aus dem Bürgerkrieg und leidet an einem Tick: In kurzen Abständen reißt er seinen Kopf in die Höhe und stößt bellende Laute aus.

Da ist ein Tschekist mit seiner Familie. Man bekommt ihn selten zu Gesicht, er «arbeitet» nachts, am Tag schläft er. Seine Tochter ist in Lidias Alter und lässt bei jeder Gelegenheit durchblicken, dass sie, Lidia, eine von den «Gestrigen» ist, solche wie sie habe ihr Vater im Bürgerkrieg erschossen. Zumeist taucht hinter dem Mädchen sogleich die Mutter auf und ruft ihre Tochter zur Ordnung: «Die da ist keine Gesellschaft für dich. Eine Bourgeoise, die aus Versehen übrig geblieben ist.»

Da ist die jüdische Familie Aronow. Drei Mädchen, die wie Puppen ausstaffiert sind, aber schließlich kommt der lang ersehnte Stammhalter zur Welt. Ganz im Geist der Zeit geben die Eltern ihm den Namen Kin – das Kürzel für Kommunistische Internationale. Andere nennen ihre Kinder «Traktor», «Energie», «Lokomotive» oder «Trolen» – die zusammengezogenen ersten Silben von Trotzki und Lenin.

Und da ist die Familie Wajner mit ihren sechs Kindern. Ljowa und Klara, die zwei Ältesten, sind Tschekisten, beide immer in Leder, mit einer Pistole am Gürtel. Chaim und Etka, die zwei Mittleren, erkranken bald an der Schwindsucht und



sterben. Rachel und Maim rennen draußen im Hof herum und beschimpfen Lidia und Sergej als «dekadente, affige Intelligenzler». Lidia pariert: «Und ihr seid primitive, eselige Proletarier.»

Diese und alle weiteren neuen Hausbewohner benehmen sich völlig ungeniert. Wenn in der Küche gerade mal die Wasserleitung funktioniert, trommeln sie bis spät in die Nacht an die Tür, damit man ihnen öffnet und sie sich mit Wasser versorgen können. Matilda zählt die Eimer, weil die Rechnung für das Wasser sie bekommt. Allerdings versiegt das Wasser im Haus bald ganz, und alle müssen es sich in Eimern draußen an der Pumpe holen. Wenn wieder einmal der Strom ausfällt, sind die Mitbewohner davon überzeugt, dass die bourgeoisen Ex-Eigentümer des Hauses ihn abgestellt haben, weil sie der Arbeiterklasse Schaden zufügen wollen. Anfangs versucht Matilda noch, die Toilette sauber zu halten, aber das ist ein aussichtsloses Unterfangen. Nach kurzer Zeit ist sie so verdreckt und verbreitet einen so infernalischen Gestank, dass man sie nur noch zunageln kann.

Über die Rückkehr ihres Vaters aus dem Bürgerkrieg erzählt Lidia nichts, sie streift bloß die Tatsache als solche. Vielleicht beeilt sie sich beim Schreiben, weil sie fürchtet, ihr könnte die Lebenszeit nicht mehr reichen, um ihre Geschichte zu Ende zu erzählen, vielleicht erinnert sie sich mit ihren achtzig Jahren auch nur noch vage an die weit zurückliegenden Ereignisse. Nach ihrer Verhaftung achtundfünfzig Jahre zuvor hat sie ihren Vater nicht wiedergesehen, er starb, während sie in der Verbannung war. «Wir haben uns getäuscht», hatte er nach Lidias Verhaftung gesagt, «das alles haben wir nie gewollt. Ich habe nicht gekämpft, um meine Tochter zu verlieren.»

Jewgenia, meine Mutter, sieht ihren Vater nach seiner

Rückkehr zum ersten Mal. Womöglich nimmt er die kleine, in seiner Abwesenheit geborene Tochter auf den Arm, und sie fängt an zu weinen, weil sie sich vor dem fremden Mann fürchtet. So könnte sie gewesen sein, die erste Begegnung zwischen meiner Mutter und ihrem Vater.

Für seinen Einsatz im Bürgerkrieg wird Jakow von den Bolschewiki, den Siegern, mit einer Stelle als Untersuchungsrichter belohnt. Das Gehalt, das er bekommt, hätte bis vor kurzem noch gereicht, um die Familie zu ernähren, aber in einer Zeit galoppierender Inflation ist es nicht mehr viel wert. «Das Geld fällt» – so lauten damals die geflügelten Worte. Niemand weiß, woher und wohin das Geld fällt, noch nie hat es davon so viel gegeben und gleichzeitig so wenig. Wenn Jakow sein Gehalt bekommt, geht er damit sofort zum Markt und setzt alles in Essbares um, weil man für das Geld vielleicht schon am nächsten Tag nichts mehr kaufen kann. Manchmal wird das Gehalt auch in Naturalien ausgezahlt. Alle tauschen alles gegen Nahrung, als Untersuchungsrichter hat Jakow es ständig mit sogenannten Knebelgeschäften zu tun. Ein Mann, der bereits seine gesamte Habe gegen Essbares getauscht hat, verkauft schließlich die Hütte, in der er wohnt, für zehn Plinsen.

Zum Glück gibt es das Asowsche Meer. Sein Fischreichtum rettet viele vor dem Hungertod. Die Menschen waten bis zu den Knien ins Wasser und halten Kissenbezüge hinein. Doch selbst im Asowschen Meer sind die Fischvorräte nicht unerschöpflich, allmählich beginnt auch diese Nahrungsquelle zu versiegen. An den Sonntagen, wenn der Vater frei hat, geht er morgens mit seiner Angel zum Hafen und kommt am Abend, wenn er Glück gehabt hat, mit ein paar mageren Meergrundeln zurück.

Einmal treibt Tonja irgendwo Ölfruchttrester auf. Sie und



Matilda drehen die zähe Masse durch den Fleischwolf und braten daraus Küchlein in Rizinusöl. Der Schaden ist größer als der Nutzen, weil allen schlecht wird und der Körper den Trester unverdaut wieder ausspeit.

Sergej trägt zur Ernährung bei, indem er draußen mit einer Steinschleuder Krähen schießt, aus denen Tonja dann Fleischsuppe kocht. Das Krähenfleisch ist so zäh, dass man es, nachdem man lange genug darauf herumgekaut hat, als Klumpen hinunterschlucken muss.

Als der Vater einmal statt des Gehalts einen Sack Pfefferkuchen mit nach Hause bringt, stellt sich heraus, dass sie auf einer Seite verschimmelt sind. Aber auf solche Kleinigkeiten kommt es nicht an. Tonja dämpft das versteinerte Gebäck in der Pfanne oder kocht Brei daraus.

Viele essen Hunde und Katzen. Nachdem alle Hunde und Katzen aufgegessen sind, kommen die Menschen dran. Man hört von Frauen, die Kinder mit Essbarem in ihr Haus locken und sie töten, um Hackfleisch und Braten aus ihnen zu machen. Als Matilda Sülze, die sie auf dem Markt gekauft hat, zu Hause in Stücke schneidet, stößt sie auf ein Kinderohr. Man bringt es zur Polizei, aber die kann die Täter nicht fassen. Es wird von einer Frau erzählt, die ihren Säugling umgebracht, das Fleisch gekocht und die Suppe ihren drei anderen Kindern zum Essen vorgesetzt hat. Sie selbst ist hinausgegangen und hat sich im Schuppen erhängt.

Eines Abends klopft es leise an der Tür. Lidia öffnet. Vor ihr steht ein seltsames, undefinierbares Wesen. Es hat einen stark aufgeblähten Rumpf und zwei nackte Beine, die so dünn sind wie Stiele. Seine Haut ist von einem fast flammenden Orange, der Bauch so prall, dass es scheint, ein Antippen mit dem Finger würde genügen, damit die Bauchdecke aufplatzt und sich ein Schwall Wasser auf den Boden ergießt.

Mit kaum hörbarer, heiserer Stimme fragt das Wesen nach Tonja. Die kommt herbeigestürzt, schreit auf und fängt an zu weinen. Es ist ihre Schwester Marfa, die vor ihr steht. In der Küche zieht sie sie aus, badet sie und verbrennt ihre von Läusen wimmelnden Kleider im Ofen. Zum ersten Mal hört Lidia das Wort «Zwangskollektivierung». Die Enteignungskommandos hatten den Bauern in Marfas Dorf alles weggenommen, was sie besaßen, bis zum letzten Hühnerei, bis zum letzten Getreidekorn. Nur einen Sack Kürbiskerne hatten sie übersehen. Nach einigen Monaten, als die angepflanzten Kürbisse reif geworden waren, nahmen alle Dorfbewohner die orange Farbe an, die man jetzt an Marfa sieht, die Farbe des Kürbisfleisches, das zur einzigen und letzten Nahrung der sterbenden Menschen geworden war. Marfas gesamte Familie ist verhungert, nur sie selbst hat es irgendwie bis Mariupol zu ihrer Schwester Tonja geschafft.

Nachdem man sie mit vereinten Kräften etwas aufgepäppelt hat, bringt Tonja sie bei einem Verwandten unter, der in der unteren Stadt in einer Erdhütte wohnt. Er hat im Bürgerkrieg ein Bein verloren, betrachtet das aber als Glücksfall. «Jetzt können sie mich nicht mehr gebrauchen», sagt er, «das weggeschossene Bein rettet mir den Kopf.»

Es kommt der Sommer, in dem die gesamte Ernte vertrocknet. Die Bäume in Mariupol sind verdörrt, der Asphalt schmilzt unter den Füßen. Es gibt kein Wasser mehr, die Kanalisation ist zusammengebrochen, immer mehr Menschen sterben an Cholera und Typhus, Leichen liegen auf den Straßen. Oft dauert es Tage, bis man sie auf Pferdewagen wirft und wegschafft. Die glühende Luft ist verseucht von Verwesungsgestank.

Wasser muss man sich bei den Quellen unten am Fuß des Hügels holen. Tonja geht voran, auf den Schultern ein Joch



mit zwei Eimern, zwei weitere Eimer in den Händen, unbegreiflich, woher sie die Kraft dazu nimmt. Matilda ist immer noch geschwächt durch die Geburt, sie kann nur zwei kleine Eimer tragen. Den Abschluss der Prozession bilden Lidia und Sergej – Lidia mit einer großen Kanne, Sergej mit einer kleinen. Der Vater ist nicht dabei, er muss arbeiten, um wenigstens die tägliche Brotration zu verdienen. Auf die kleine Jewgenia, meine Mutter, passt eine Nachbarin auf. Viele Menschen sind mit ihren Gefäßen unterwegs, alle trotten am Rand ihrer Kräfte unter der sengenden Sonne dahin.

Bei den Quellen muss man lange warten, das Wasser fließt nur in einem dünnen Rinnsal aus dem Berg. Niemand steht, alle lassen sich sofort auf die Erde fallen, sobald sie am Ziel sind, eine liegende Warteschlange, die sich mühsam voranschiebt. Lidia bemerkt einen Mann, der im Gras ausgestreckt ist. Er bewegt sich nicht, über seinem Gesicht ein Schwarm grüner Fliegen. Entweder ist er tot, oder er stirbt gerade. Tonja bekreuzigt sich und schaut schnell weg, aber Lidia ist den Anblick von Leichen inzwischen so gewohnt, dass sie fast ungerührt bleibt.

Nach dem Wasserschöpfen der Heimweg, eine Stunde bergauf mit den schweren Gefäßen. Wenigstens geht endlich die Sonne unter, es wird ein bisschen kühler. Zu Hause schneidet die Mutter die zweihundert Gramm Brot, die der Vater pro Tag bekommt, in sechs Teile. Dazu gibt es für jeden eine Tasse abgekochtes Wasser und eine halbe grüne Tomate.

Inzwischen hat der Bürgerkrieg Mariupol völlig zerstört. Im Jahr 1922 gibt es keine einzige Fabrik mehr, die in Betrieb ist, in den Geschäften herrscht gähnende Leere. Nach wie vor ziehen plündernde Banden durch die Stadt, jeden Tag werden neue Fälle von Kannibalismus gemeldet. In der

Familie meiner Mutter hat niemand mehr die Kraft zum Aufstehen, alle liegen apathisch auf dem Bett. Auch Jakow, der Vater, ist so schwach geworden, dass er nicht mehr arbeiten gehen kann, wodurch auch die winzige Brotration entfällt. Die gesamte Bibliothek, die einst im Haus war, wurde längst in Nahrung umgesetzt. Lidia liest immer wieder die paar Bücher durch, die übrig geblieben sind, aber schließlich hat sie keine Kraft mehr, ein Buch zu halten. Wahrscheinlich hat auch niemand mehr die Kraft, meine Mutter aus ihrem Bettchen zu nehmen, ihr die Windel zu wechseln. Wie hat sie ausgesehen mit ihren zwei, drei Jahren? Wie die Kinder in heutigen Hungerländern, kleine Skelette mit geblähten Bäuchen und großen leeren Augen?

Die Rettung kommt im letzten Moment von den Amerikanern. Eine Organisation, die sich ARA nennt, entsendet Schiffe mit Lebensmitteln nach Mariupol und richtet eine Hungerhilfe in der Stadt ein. Nach genauer Überprüfung wird auch die Familie meiner Mutter als bedürftig eingestuft. Diejenigen, die dasselbe Glück haben und sich noch zur Essensausgabe schleppen können, bekommen von nun an täglich einen Teller Maissuppe, eine Portion Milchmaisbrei und eine Tasse Kakao. Dazu ein Stück luftiges, geschmackloses Weißbrot.

Als auf Betreiben Trotzkis die NEP eingeführt wird, die Neue Ökonomische Politik, die in einer vorübergehenden Liberalisierung der Landwirtschaft und des Handels besteht, verbessert sich die Versorgungslage fast über Nacht. Nach kurzer Zeit gibt es in den Geschäften wieder fast alles zu kaufen, der Straßenhandel erblüht, die Restaurants öffnen ihre seit langem geschlossenen Türen, am Strand gibt es sogar wieder Kurkonzerte.

Lidia kommt zu Kräften, aber ihre seit jeher labile



Gesundheit ist durch den Hunger so angegriffen, dass sie nun eine schwere Krankheit nach der anderen ereilt. Früher hatte die Familie einen Hausarzt, einen stillen alten Mann, der die Kranken abhorchte, abklopfte, ihnen in den Hals und in die Augen schaute. Am Ende jedes Besuchs bot Matilda ihm eine Tasse Mokka mit Biskuit an und überreichte ihm ein Kuvert mit dem Honorar. Jetzt hat niemand mehr einen Hausarzt, alle sind der Poliklinik ihres Wohnbezirks zugeteilt. Als Lidia eines Tages hohes Fieber und starke Kopfschmerzen bekommt, erscheint eine dicke, gut gelaunte Blondine, die ihre Diagnose auf den ersten Blick stellt: «Typisch Meningitis. Dagegen hilft nichts.» Die Mutter schweigt dazu und macht den alten Arzt ausfindig. Lidia geht es mittlerweile so schlecht, dass sie die Augen nicht mehr öffnen und nicht mehr sprechen kann. Federleicht geworden, schwebt sie schon über dem Bett. Aber sie kann hören, was der Arzt sagt: «Sie müssen sich wahrscheinlich von Ihrer Tochter verabschieden, Matilda Iosifowna, es gibt kaum noch Hoffnung.» Lidia kann sich nicht äußern, ihr fehlt die Kraft, aber in diesem Moment beschließt sie, auf keinen Fall zu sterben, schon aus Trotz nicht. Und da sinkt ihr Körper zurück aufs Bett.

Als sie eines Morgens aufwacht, verspürt sie einen unüberwindbaren Heißhunger auf Schokolade. Sie bittet nie um etwas, weil sie weiß, wie arm die Eltern sind, aber diesmal hält sie es nicht aus. Sie beginnt zu weinen und zu betteln. Matilda kauft hundert Gramm Schokoladenbonbons der Marke «Kornblume», und Lidia bekommt jeden Tag ein halbes, in der Mitte durchgeschnittenes Bonbon. Tatsächlich erholt sie sich nach und nach, doch dann erkrankt sie an Malaria. Wieder ist sie in einem lebensbedrohlichen Zustand, bis es dem Vater gelingt, irgendwo Chinin auf-

zutreiben. Das hilft sofort, hinterlässt aber einen Gehörschaden, der Lidia fürs ganze Leben bleiben wird. Nach der Malaria bekommt sie die Spanische Grippe, an der zuvor ihre Tante Valentina gestorben ist, und als sie auch die übersteht, wird bei ihr Lungentuberkulose festgestellt.

In ihren Aufzeichnungen taucht ein Ortsname auf, dem ich auf meiner Suche schon begegnet bin: Cherson. Dort wurde das Foto aufgenommen, auf dem der kleine Sergej im Baum am Dnjepr sitzt. Jetzt erfahre ich, dass der Onkel, der an diesem Ort ein noch nicht konfisziertes Weingut besaß, Antonio hieß. Wahrscheinlich hat die Familie dieses noch heile Refugium des Öfteren aufgesucht, wahrscheinlich ist meine Mutter dort als Kind barfuß durchs Gras gelaufen, hat im Dnjepr gebadet, aber sollte man versucht haben, ihr das Schwimmen beizubringen – sie hat es nie gelernt. Lidia jedenfalls verbringt einen ganzen Sommer auf dem Weingut. Die frische Luft, das gute Essen, der Frieden des Ortes bewirken ein kleines Wunder: Zum Herbst kehrt sie genesen nach Mariupol zurück.

Sie ist jetzt zwölf Jahre alt und hat noch nie eine Schule von innen gesehen. Matilda ist nach wie vor davon überzeugt, dass der neue Staat nur ein Albtraum ist, aus dem sie im nächsten Moment erwachen wird, und da es noch keine Schulpflicht gibt, hält sie Lidia eisern von der sowjetischen Schule fern und unterrichtet sie selbst. Zu ihren Unterrichtsfächern gehören Mathematik, Französisch, russische Geschichte und Literatur, Geographie, Sticken und Religion. Außerdem bringt die Mutter ihr bei, wie man den Tisch für ein Menü aus sechs Gängen deckt, wie man einen Hofknicks macht, wie man Pas de Gras und Pas de Patineur tanzt – Dinge, die Lidia in ihrem späteren Leben ganz entschieden nicht brauchen wird. Zur Hausarbeit wird sie nie angehalten,



Matilda sieht ihre Tochter immer noch in einer Zukunft, in der es sich für Menschen ihres Standes nicht schickt, einen Besen in die Hand zu nehmen, und genauso hat sie höchstwahrscheinlich auch meine Mutter erzogen, für ein späteres Leben mit Dienstpersonal. Sie gab an ihre Töchter weiter, was sie selbst gelernt hatte, sie wollte partout nicht wahrhaben, dass ihre Herkunftswelt für immer untergegangen war. Alle niederen Arbeiten im Haus erledigte Tonja, sodass meine Mutter wohl tatsächlich noch nie einen Besen in der Hand gehabt hatte, als sie meinen Vater heiratete. Wie sie mit ihren lebensuntauglichen Händen die Zwangsarbeit in Deutschland leisten konnte, weiß ich nicht, aber vermutlich gehörte dazu nicht viel, ein paar simple Verrichtungen, die sie am Fließband von morgens bis abends wiederholen musste. Das Desaster ihres Unvermögens begann erst danach, in der Freiheit, als sie zum ersten Mal eine Suppe kochen, einen Herd anheizen, einen Knopf annähen musste.

Matildas Privatunterricht gestaltet sich nicht ganz einfach. Das Lesen braucht sie Lidia nicht beizubringen, das kann sie längst, aber das Schreibenlernen mündet in eine Machtprobe zwischen Mutter und Tochter. Lidia sind nicht nur die Handgriffe des täglichen Lebens fremd, sie ist auch noch Linkshänderin. Das akzeptiert Matilda nicht. Sie hält die Linkshändigkeit ihrer Tochter für eine Fehlentwicklung und führt sie außerdem auf ihren widerspenstigen, störrischen Charakter zurück. Sobald Lidia den Stift in die linke Hand nimmt, bekommt sie mit dem Lineal einen Klaps auf die Finger. Lidia weint, schlägt um sich, wirft die kostbaren Stifte, die ihre Mutter sich vom Mund abspart, heimlich in den Ofen. Beim Sticken steigert sich das Drama, da Lidias rechte Hand für diese feinmotorische Tätigkeit erst recht nicht taugt.

Schließlich verweigert Lidia den Unterricht, und Matilda, die machtlos gegen die Sturheit ihrer Tochter ist, schickt sie zu einer Hauslehrerin. Jeden Tag geht Lidia nun zu Sofia Wassiljewna, die in ihrer Wohnung eine Gruppe von mehreren Kindern unterrichtet. Man kann inzwischen wieder auf die Straße gehen, ohne befürchten zu müssen, unversehens in eine Schießerei zu geraten. Die Zeit der politischen Machtkämpfe, der Anarchie ist vorbei, schon liegt die Ordnung in der Luft, die Generalissimus Stalin, der Vater der Völker, bald schaffen wird, für die dreißig Jahre seiner Herrschaft.

Sofia Wassiljewna und ihr Mann sind bislang von Raubüberfällen und Enteignungen verschont geblieben, leben immer noch allein in einer geräumigen, behaglich eingerichteten Altbauwohnung vorrevolutionären Stils. Kalt ist es auch hier, die Kinder sitzen in Mänteln am großen Wohnzimmertisch, Sofia Wassiljewna trägt eine Weste aus Zeitungspapier, Lidia knurrt der Magen, aber sie ist glücklich. Das Lernen mit den anderen Kindern erlöst sie aus ihrer Isolation, sie fühlt sich zum ersten Mal in ihrem Leben als soziales Wesen, zugehörig zu einer kleinen, verschworenen Gemeinschaft von Außenseitern. Und Sofia Wassiljewna lässt sie mit der linken Hand schreiben, sie hat verstanden, dass Lidia nicht anders kann, dass ihre Hand der Norm nicht gehorcht. Doch das Glück ist nur von kurzer Dauer. Schon nach einigen Wochen werden Sofia Wassiljewna und ihr Mann als Volksfeinde verhaftet und in eine weit entfernte Provinz verbannt.

Von nun an besteht Lidia darauf, in die Schule zu gehen wie alle anderen auch. Ihre Mutter will ihr das nicht erlauben, aber als Lidia in den Hungerstreik tritt und länger als eine Woche nichts mehr isst, kriegt Matilda, die die Unbeugsamkeit ihrer Tochter kennt, es mit der Angst zu tun und



gibt nach. Tonja näht Lidia eine Schultasche aus Segeltuch, und statt Tinte, die es nicht zu kaufen gibt, bekommt sie ein Fläschchen Kaliumpermanganat, dazu zwei Hefte, die Tonja aus den alten Geschäftsbüchern des Großvaters fabriziert hat.

In der sowjetischen Schule gibt es keine Klassen mehr, nur noch Gruppen. Das Wort «Klasse» ist der Definition sozialer Schichten vorbehalten. Das Französische ist als Fremdsprache abgeschafft, es gilt als bourgeois. Auch Grammatik wird nicht mehr gelehrt, man hält das für überflüssigen Ballast. Das Fach Geschichte heißt jetzt «Geschichte der revolutionären Bewegung».

Lidia bekommt sofort die fatalen Folgen ihrer Erziehung zu spüren. Die Schüler müssen ihre Klassenzimmer selbst sauber halten, fegen, wischen, sie müssen die Fenster putzen und im Winter die Ritzen mit Zeitungspapier abkleben, damit es nicht zieht. Sie müssen den Kanonenofen im Klassenzimmer anheizen und das Heizmaterial dafür draußen auf der Straße zusammensuchen. Lidia ist doppelt gehandicapt – erstens durch ihre Unerfahrenheit in solchen Dingen und zweitens durch ihre Linkshändigkeit, die ihrer rechtshändig normierten Umwelt ständig entgegenläuft. Schon bald beschimpft man sie auch in der Schule, nicht nur als bourgeois und dekadent, sondern auch als Zurückgebliebene, als Behinderte. Die Lehrer verbieten ihr das Schreiben mit der linken Hand, sie zwingt sich durch verbissenes Üben in die Rechtshändigkeit, bekommt für ihre Schulaufsätze aber immer eine Fünf, weil sie «schmiert» und weil ihre ausufernde Phantasie nicht gefragt ist.

Zu ihrer Schande gehört es auch, dass sie keine Schulbücher hat, die können ihre Eltern sich nicht leisten. Lidia macht zwei Mädchen, wenig lernbegabten Zwillingsschwes-

tern, die Hausaufgaben, dafür darf sie deren Bücher mitbenutzen. Manchmal geben sie ihr auch etwas von ihren Pausenbroten ab. Sie kann nicht widerstehen, weil sie immer hungrig ist, aber hinterher schämt sie sich.

In ihrer Gruppe ist auch Slawa Bronstejn, der Sohn der Nachbarn, denen die Böttcherwerkstatt gehört. Früher haben die beiden im Hof miteinander gespielt, jetzt will Slawa nichts mehr mit Lidia zu tun haben, weil sie aus einer Familie von «Volksfeinden» stammt. Ständig verkündet er: «Mein Onkel ist der Allerwichtigste in der Partei und in der ganzen Sowjetunion. Er heißt Lew Dawidowitsch Bronstejn.» Alle wissen, dass sich hinter diesem Namen Trotzki verbirgt, neben Lenin der mächtigste Mann im Staat. Slawa wird beneidet und gefürchtet. Doch schon bald wird Bronstejn, alias Trotzki, zum «jüdischen Verräter» und «Lakai des Faschismus» erklärt und entmachtet. «Slawa», rufen die Kinder in der Schule jetzt, «man hat deinen Onkel aus der Partei ausgeschlossen. Passt bloß auf, dass es nicht auch euch an den Kragen geht.» Slawa spuckt verächtlich aus: «Wir haben mit diesem Typen nichts zu tun. Wir heißen Bronstejn, und er heißt Trotzki.»

Die Schule ist für Lidia eine traumatische Erfahrung. Hier erlebt sie das ganze Ausmaß ihrer Unzugehörigkeit, sie bleibt bis zum Schluss eine Außenseiterin, eine Angefeindete, ein weißer Rabe. Dass sie eine falsche Herkunft hat, ist ihre Erbsünde, ihr unauslöschliches Stigma, und langsam begreife ich, was mir das alles über meine Mutter sagt. Immer hatte ich sie tief verwurzelt in der ukrainischen Welt gewähnt, durch alle Nervenfasern mit ihr verbunden, doch da sie aus derselben Familie stammte wie ihre Schwester, muss auch sie eine Ausgestoßene gewesen sein. Ihr Leben als Fremde in Deutschland war vermutlich keine neue



Erfahrung für sie, sondern eine Fortsetzung dessen, was sie seit jeher kannte. Ich hatte mir seit jeher ein falsches Bild von ihr gemacht. Sie war keine Entwurzelte, sondern eine Wurzellose von Anfang an, schon geboren als Displaced Person.

Nach dem Schulabschluss steht Lidia wochenlang Schlange auf dem Arbeitsamt, aber auch hier hat sie wegen ihrer Herkunft keine Chance. Nirgends in der neuen Gesellschaft ist sie erwünscht, überall behandelt man sie wie eine Kriminelle, die keine Existenzberechtigung hat. Ein halbes Jahr schlägt sie sich mit privatem Nachhilfeunterricht durch, wofür sie mit jeweils einem Mittagessen bezahlt wird, dann fasst sie einen folgenschweren Entschluss: Sie will nach Odessa gehen und Literaturwissenschaften studieren. Obwohl sie weiß, dass Menschen ihrer Herkunft auch an den neuen Universitäten nicht beliebt sind – die Studienplätze sind jetzt weitgehend Arbeiter- und Bauernkindern vorbehalten –, will sie es zumindest versuchen. Natürlich hat sie weder Aussicht auf ein Stipendium noch auf einen Platz in einem Studentenheim, aber in Odessa wohnen zwei ihrer Tanten, Jelena und Natalia, die, obwohl selbst mittellos, bereit sind, ihre Nichte während des Studiums unter ihre Fittiche zu nehmen.

Lidias Eltern sind bestürzt. Sie nagen nach wie vor am Hungertuch und hatten ihre Hoffnungen in die Einkünfte gesetzt, die Lidia nach ihrem Schulabschluss nach Hause bringen würde. Außerdem fürchten sie um ihre Tochter, die sich in derart unsicheren Zeiten so weit von zu Hause entfernen will. Lidia hat Schuldgefühle, weil sie ihre Eltern und Geschwister in Hunger und Elend zurücklässt, aber der Gedanke, in Mariupol zu bleiben, ist für sie gleichbedeutend mit Tod. Eine «vorteilhafte Heirat», wie sie ihrer Mutter vorschwebt, ist für Lidia völlig abwegig. Sie verkauft fast ihre

gesamte Habe auf dem Markt, schneidet ihren Zopf ab, kauft sich eine Zugfahrkarte nach Odessa und macht sich auf den Weg.

Es wird eine fröhliche Fahrt. Lidia muss viele Male umsteigen und legt einen Teil der Reise auf dem Dach eines Zuges zurück. Sie ist jung, und sie hat das Leben vor sich, trotz allem. Inzwischen hat sie begriffen, dass sie ihre Herkunft verschweigen muss, dass sie mit der Wahrheit nicht weit kommt. Im Fahrtwind auf dem Zugdach erfindet sie sich eine mustergültige proletarische Biographie.

Als Lidia von zu Hause weggeht, ist meine Mutter acht Jahre alt. Ist ihr der Abschied von ihrer älteren Schwester schwergefallen, wird sie sie vermissen? Wie muss ich mir ihr Leben in jener Zeit vorstellen? Bekommt sie ebenfalls Privatunterricht von ihrer Mutter, oder wird sie von Anfang an zur Schule geschickt? Wird sie genauso strikt gemieden wie Lidia, oder vermag sie trotz ihrer Herkunft Sympathien zu erwecken, weil sie weicher, umgänglicher ist als ihre Schwester? Wo wird sie später studieren, da es in Mariupol keine Universität gibt? Wird sie ebenfalls bei ihren Tanten in Odessa unterschlüpfen, oder wird ihr Bruder Sergej sie vielleicht nach Kiew holen, wo er am Konservatorium ist und einen mächtigen Mäzen hat?

Auf jeden Fall kann ich mir ausrechnen, dass die Jahre ihres Studiums in die schwärzeste Periode der Sowjetunion fallen werden, die Zeit des sogenannten Großen Terrors, in der die Säuberungen ihren Höhepunkt erreichen. Nach Schätzungen von Historikern verschlingt der Leviathan

drei bis zwanzig Millionen Menschen oder noch mehr – stark divergierende Zahlen, zwischen denen wieder mal ein Abgrund liegt. Für meine Mutter muss das Studium ein großes Wagnis gewesen sein. Anstatt sich zu verstecken wie andere ihrer Herkunft in jenen Jahren, exponierte sie sich. Ich weiß nicht, wieso gerade sie den Mut dazu aufbrachte, mit Sicherheit weiß ich nur eins: Die ganze Zeit über hat sie Hunger. Bis auf die letzten Jahre in Deutschland ist Hunger die Konstante ihres Lebens. Vielleicht ist es ja unter anderem auch der Hunger, der sie im Krieg in die Hände der deutschen Besatzer treiben wird, die Hoffnung darauf, dass sie in Deutschland mehr zu essen bekommt. Ich erinnere mich an die ängstliche Gier in ihren Augen, wenn sie aß – immer so, als könnte man ihr das Essen im nächsten Augenblick wieder wegnehmen, als täte sie etwas Verbotenes. Sie konnte nicht aufhören, gegen das Verhungern zu essen, aber ihr Körper schien die Nahrung nicht mehr aufzunehmen, im Zustand des Hungers zu verharren. So viel sie auch aß, sie behielt immer diesen mageren, ausgehungerten Kinderkörper.

Lidia darf in Odessa bei Tante Jelena wohnen, ihre Verköstigung teilt sich diese Tante mit der anderen. Frühstück und Abendessen gibt es bei Jelena, zum Mittagessen geht Lidia zu Natalia. Da man in der Sowjetunion eine Aufnahmeprüfung ablegen muss, um an einer Universität angenommen zu werden, geht es jetzt erst einmal darum, dass Lidia überhaupt zur Aufnahmeprüfung zugelassen wird. Ihre einzige Hoffnung ist Jelenas Mann, der Maler ist und nebenbei eine Dozentur an der Uni hat. Er ist zwar mit einer Adeligen verheiratet und gehört selbst zu den «dekadenten Intelligenzlern», wahrscheinlich hat er einen wackeligen Stand in den heiligen Hallen des neuen Bildungssystems, aber irgendwie gelingt es ihm trotzdem, seine Nichte durchzuboxen.



Da der neue Sowjetmensch allseitig gebildet sein soll, wird den Studienbewerbern in allen klassischen Fächern auf den Zahn gefühlt. Das Dilemma für die Professoren besteht darin, dass die Arbeiter- und Bauernkinder, an die das Gros der Studienplätze vergeben werden muss, kaum über die Voraussetzungen verfügen, die schwierigen Prüfungen zu bestehen. Lassen die Professoren jedoch zu viele Bewerber aus der gebildeten Schicht zum Studium zu, kann sie das nicht nur ihre Professur, sondern den Kopf kosten. Die meisten Arbeiter- und Bauernkinder bekommen von der Gewerkschaft oder vom Parteikomitee ihrer Kolchose allerdings eine Empfehlung, die sie von der Aufnahmeprüfung befreit.

Die größte Hürde ist für Lidia die Mathematik, die für sie immer ein böhmisches Dorf geblieben ist. Viel mehr als zwei und zwei zusammenzählen kann sie nicht. Aber sie hat unerhörtes Glück. Als sie vorn am Pult steht und verständnislos auf die Aufgaben sieht, die der Professor mit Kreide an die Tafel geschrieben hat, wird dieser plötzlich nach draußen gerufen. Ein anderer Prüfling, ein Mathematik-Ass, springt von seinem Platz auf und kritzelt die Lösungen blitzschnell an die Tafel. Als der Professor wiederkommt, regt sich kein Verdacht in ihm – er nickt zufrieden, Lidia hat bestanden. Sie revanchiert sich bei ihrem Retter, indem sie ihm bei der nächsten Prüfung den Aufsatz in ukrainischer Sprache schreibt, von der er keine Ahnung hat. Beide sind ein großes Risiko eingegangen. Wären sie aufgeflogen, hätte man sie nicht nur sofort von der Uni gejagt, sondern wahrscheinlich außerdem der Sabotage angeklagt.

Auch in Physik und Chemie profitiert Lidia von ihren Ukrainischkenntnissen, die sie ihrer Kinderfrau Tonja verdankt. Die meisten Professoren beherrschen nur die in Miss-

kredit geratene russische Sprache, die man in der Ukraine nach der Revolution zur Sprache einer chauvinistischen Großmacht erklärt hat. Tante Jelenas Mann rät Lidia, diese Situation auszunutzen, und sie spielt die Komödie perfekt. Während der Aufnahmeprüfung in Physik und Chemie behauptet sie mit dreistem Blick in die Augen des alten Professors, dass sie nur Ukrainisch spreche. Der arme Mann zerbricht sich die Zunge, um die Prüfungsfragen auf Ukrainisch zu stellen, und Lidia erzählt ihm irgendeinen Unsinn, den er natürlich nicht versteht. Nach zehn Minuten entlässt er sie, schweißgebadet vor Angst, mit einer Eins.

Die Prüfungen in Literatur, Geschichte und Geographie stellen für Lidia keine Schwierigkeit dar. «Wären Sie aus der Arbeiterklasse», sagt man ihr am Ende, «könnten Sie sich ab sofort zu den Studenten unserer Universität zählen.» Aber ohne zu wissen, warum, ist Lidia davon überzeugt, dass man sie trotzdem annehmen wird, einen anderen Gedanken lässt sie gar nicht erst zu. Und siehe da: Ein paar Tage später findet sie ihren Namen auf einem Aushang an der Sekretariatstür. Es ist ein Aushang mit den Namen der angenommenen Bewerber.

Für Lidia ist die Universität ein geheiligter Ort. Hier ruht das Weltwissen, hier sind die Zeugnisse der Menschheitsgeschichte aufbewahrt. Jeden Tag beim Betreten des Vestibüls fällt ihr Blick zuerst auf eine riesige Skulptur oben auf der Balustrade: einen Globus, den Atlas auf seinen Schultern trägt, und in dem Globus eine Uhr. Immer erinnert sie der Anblick der Uhr an ihren Vater, der einst ebenfalls an dieser Universität studierte. Auch ihm zeigten, wenn er als junger Student das Gebäude betrat, die goldenen Zeiger die Zeit an.

In der Sowjetzeit herrscht an den Universitäten ein



strenger Schulbetrieb mit festen Stundenplänen und Pflichtfächern. Das Studium der Literaturwissenschaften umfasst auch die Fächer Geschichte, Psychologie, Germanistik, Linguistik und Militärkunde. Der Professor für Geschichte, ein großer hagerer Mann mit einer langen Nase, beginnt jede Vorlesung mit einem Zitat aus der Nestorchronik: «Die Poljanen lebten an der Pripjatj, die Drewljanen an der Desna.» Er spricht so familiär über weit zurückliegende Ereignisse, als hätte er sie selbst erlebt, ein geistreicher, sehr lebhafter Mann, der aber nach kurzer Zeit nicht mehr zu den Vorlesungen erscheint. Man munkelt, dass er verhaftet wurde, aber eines Tages ist er wieder da. Er steckt seine lange Nase in den Lehrplan und beginnt seine Vorlesung abermals mit dem Zitat von den Poljanen und Drewljanen. Bald darauf verschwindet er erneut, diesmal für immer. An seiner Stelle erscheint ein junger selbstgerechter Typ mit einem feisten, rosigen Gesicht. Bei ihm besteht die Geschichte nur aus Klassenkämpfen, immer ist das Volk die treibende Kraft, die von einem Hegemon gebremst wird, alle Herrscher und Heerführer sind lediglich Produkte ihrer Epoche. Es ist sehr einfach, sich eine solche Historie anzueignen, nach Chronologie wird nicht gefragt, wahrscheinlich kennt der Dozent sie selbst nicht. Die Studenten müssen sich möglichst oft zu Wort melden, sonst bekommen sie eine schlechte Zensur wegen Passivität. Nachdem der Dozent sie aufmerksam angehört hat, urteilt er fast jeden ab: Abweichler, Menschewik, Trotzkist, Zarist und so weiter.

Der Psychologieprofessor erklärt den Studenten, dass «Psyche» Seele heiße, aber in Wahrheit existiere eine Seele gar nicht. Bei seiner Geburt sei der Mensch ein weißes Blatt Papier, erst die Gesellschaft beschrifte dieses Blatt mit ihren Zeichen. Nachdem er diesen Tribut an die Zeit entrichtet

hat, hält er eine sehr kluge, originelle Vorlesung. Manchmal blickt er plötzlich furchterregend drein und weist auf unheilvolle Lehren hin, die von Sigmund Freud, Josef Breuer und anderen, er lässt auch Georgi Tschelpanow, Lidias Onkel, nicht aus, den er ordnungsgemäß als Idealisten und Mystiker verdammt. Gewissenhaft zählt er die Titel der Bücher auf, die falsche, schädliche Lehren verbreiten, zur Freude der intelligenteren Studenten, die anschließend sofort in die Bibliothek laufen und sich genau diese Bücher ausleihen.

Der Linguistikprofessor beherrscht über ein Dutzend Sprachen, seine Lieblingssprache ist aber nicht etwa Ukrainisch, sondern Persisch. Schon dadurch zieht er sich den Unmut der studentischen Parteizelle zu. Einen wahren Sturm der Entrüstung löst seine Behauptung aus, das Ukrainische sei keine eigene Sprache, sondern ein Idiom des Russischen. Die patriotischen Aktivisten fauchen und geifern, aber sie haben keine Argumente. Schließlich verfassen sie eine Beschwerde, liebend gern hätten sie den Professor von der Uni weggebissen, doch er ist Mitglied vieler ausländischer Akademien, gehört der britischen Royal Society an und steht im Briefwechsel mit zahlreichen Wissenschaftlern aus aller Welt. Er ist eine Nummer zu groß für die kleinen, bösartigen Kläffer. Man schlägt ihm vor, ins Ausland auszureisen, aber er lehnt ab. Ungerührt nimmt er die ständigen Angriffe gegen sich hin und erklärt immer wieder: «Lenin habe ich nicht gelesen, ich habe keine Zeit.» Einmal hat Lidia das Glück, mit ihm in einer Warteschlange nach Brot anzustehen. Unauffällig steckt sie ihm ihre Ration in die Tasche.

Professor Bachmann, ein vitaler, humorvoller Mann, ist Germanist. Bei ihm lernt Lidia so gut Deutsch, dass sie noch Jahrzehnte später Goethe und E. T. A. Hoffmann fast ohne



Wörterbuch lesen kann. Viele Jahre nach dem Studium geht sie auf dem Gelände ihres Straflagers einmal Petroleum für ihre Lampe holen. Der Häftling in der Steppjacke, mit einer verschlissenen Uschanka auf dem Kopf, macht sich lange an ihrer Zuteilungsbewilligung zu schaffen, fragt nach ihrem Namen, lässt sich viel Zeit beim Einfüllen des Petroleums. «Erkennen Sie mich nicht?», fragt er schließlich. Lidia erkennt ihn tatsächlich nicht. Er lächelt traurig. Und da begreift sie: Vor ihr steht Professor Bachmann. Er war ein zu guter Lehrer gewesen, um sich an der Universität halten zu können.

Der militärische Ausbilder sieht genauso aus, wie man es von Menschen seines Berufs erwartet: ein bulliger Mann mit derben Gesichtszügen. «Aufstehen!», brüllt er jedes Mal, wenn er durch die Tür kommt. Ein Student, der im Bürgerkrieg beide Beine verloren hat und sich nur mühsam auf Krücken fortbewegt, bleibt sitzen. «Unerhört!», brüllt der Ausbilder. «Das ist Missachtung der militärischen Disziplin. Sofort aufstehen!» – «Verzeihung, Genosse Ausbilder», meldet sich ein studentischer Sprecher schüchtern zu Wort, «er ist Invalide.» – «Schweigen Sie. Sofort aufstehen!» Der Invalide versucht, sich an seinen Krücken hochzuziehen, aber er fällt zurück auf die Bank. Jemand gibt einen Laut des Entsetzens von sich, die Krücken fallen polternd zu Boden. Nach einem Moment peinlichen Schweigens bemerkt der Ausbilder den Unmut der Massen und legt den Rückwärtsgang ein. «Sie können sitzen bleiben, Genosse.»

Im praktischen Militärkundeunterricht müssen die Studenten das Marschieren lernen, das Robben im Dreck, das Schießen. Lidia ist nur eins vierundfünfzig groß und ertrinkt in der Uniform, die man ihr übergestülpt hat. Der Soldatenmantel reicht ihr bis zu den Fersen, bei jedem Schritt verliert sie die Stiefel, die sie über ihre Schuhe gezogen hat. Sie ist

stark kurzsichtig, hat keine Kraft in der rechten Hand und schießt so miserabel, dass sie einmal fast den Ausbilder trifft. Er wird bleich vor Wut, dann läuft er rot an. «Genossin Iwaschtschenko!», brüllt er. «Still gestanden! Gewehr abgeben! Und wegtreten!» So endet Lidias militärische Karriere, von da an ist sie von der praktischen Ausbildung befreit. Aus unerklärlichen Gründen benotet der Ausbilder ihre Leistungen trotzdem mit einer Zwei.

Immer wieder entbrennen hitzige Diskussionen darüber, in welcher Sprache der Unterricht abgehalten werden soll, auf Russisch oder Ukrainisch. Das Ukrainische wird von der Masse der Studenten, von der Partei und von der Leitung des ukrainischen Schriftstellerverbandes favorisiert. Alles Russische wird in stundenlangen Tiraden verteufelt. Im Vestibül der Universität hängt ein großes Plakat: «Auf dem Universitätsgelände darf nicht Russisch gesprochen werden.» Es wird alles Mögliche gesprochen, Deutsch, Jiddisch, Englisch, Französisch, Griechisch, Italienisch, aber Russisch, das alle sprechen und verstehen, ist verboten.

Die Themen, die in den Literaturseminaren behandelt werden, sprechen für sich. Drei bis vier Stunden lang wird darüber diskutiert, ob Puschkin und Gogol kleine oder mittlere Großgrundbesitzer waren. Die Studenten müssen die Bindewörter in Gribojedows Komödie «Verstand schafft Leiden» zählen, weil man, wie behauptet wird, aus der Anzahl der Bindewörter auf Gribojedows Weltanschauung schließen kann. Lidia bekommt die Aufgabe gestellt, eine Arbeit über die «landwirtschaftlichen Aspekte» in Tolstois «Anna Karenina» zu schreiben.

Unter der Devise «Stoßarbeiter in die Literatur» werden die Studenten dazu aufgefordert, in den Fabriken auf Talentsuche zu gehen und Literaturzirkel zu gründen. Wenn ein



Arbeiter die Norm übererfüllt, dann, so heißt es, schlummert in ihm ein literarisches Talent, das es zu fördern gilt. Manche von Lidias Kommilitonen verdienen nicht schlecht daran. Sie suchen sich in einer Fabrik einen «Schriftsteller», geben ihre eigenen Schreibereien als die seinen aus und veröffentlichen sie unter seinem Namen. Das Honorar wird geteilt, beide Seiten sind zufrieden.

Die Stoßarbeiter werden der Literatur zugeführt, die Literaturstudenten der Produktion. Mit dem Ziel der Ausbildung zu einer «allseits entwickelten sozialistischen Persönlichkeit» wird Lidia zur Arbeit in einer Jutefabrik eingeteilt. Die Persönlichkeit steht morgens um halb sechs auf, die Rüttelei in der Straßenbahn dauert annähernd eine Stunde. Manchmal schlafen sie und ihre Kommilitonen während der Fahrt im Stehen. Am Eingang zur Fabrik geben sie ihre Passierscheine ab, sie lassen sich beim Meister blicken, und ab ins Lager. Dort sinken sie auf die Jutehaufen und schlafen noch zwei bis drei Stunden, so lange jedenfalls, bis die Aktivisten der Partei sie mit ihren Ermahnungen und Drohungen aufwecken.

Während ihres Einsatzes müssen die Studenten die gesamte Produktion durchlaufen. Die erste Station ist die scheußlichste. Lidia muss einen riesigen, staubigen Juteballen auseinanderrollen, glätten und die Bahn mit Schwung aufs Fließband werfen. Es ist eine Arbeit für einen großen, kräftigen Mann, nicht für eine ausgesprochen klein gewachsene, vom Hunger geschwächte Frau. Ständig wird Lidia gescholten. Sie steht in einer riesigen Staubwolke, hustet und bekommt keine Luft, während sie einen Ballen auseinanderzurollen versucht, und schon kommt der nächste angefahren. Hinterher dauert es fast ein halbes Jahr, bis sie den ganzen Jutestaub wieder ausgehustet hat.

Nach zwei Wochen muss sie in die Spinnerei wechseln, einen Raum mit einer langen Reihe von Spinnmaschinen, die ohrenbetäubenden Lärm machen. Wegen ihrer Kurzsichtigkeit kann Lidia den Fadenbruch nicht erkennen und greift ständig daneben. Die Vorarbeiterin schimpft mit ihr, die Betriebsleitung wird auf sie aufmerksam, es riecht nach Unheil. Eine Frau mit untauglichen, verzärtelten Händen, die nicht an Arbeit gewöhnt sind – was könnte schlimmer sein in einem Arbeiterstaat.

Die dritte Station, der Websaal, ist die Rettung für Lidia: primitive, handbetriebene Webstühle, auf denen Sackzeug hergestellt wird. Ein dicker Faden, den Lidia gut sehen kann, sie erkennt sofort den Bruch und löst geschickt verwirrte Fäden auf. Sie lernt das Knoten und kann den Webstuhl schon bald problemlos bedienen. Die Meisterin beginnt sie zu loben, lässt sie immer öfter allein. Am Ende der zweiten Woche ist sie bereits Stoßarbeiterin. Dafür gibt es in der Kantine einen zusätzlichen Löffel Grütze und eine Krautpirogge. Eines Tages spricht sie der Betriebsleiter an: «Du bist ein gescheites Mädchen! Was lernst du denn an der Universität? Literatur? Du machst dir nur das Leben schwer. Die Literatur wird dich nicht satt machen. Bleib bei uns. Wir geben dir einen Platz im Wohnheim, du bekommt ein ausgezeichnetes Gehalt und jede Woche die zusätzliche Lebensmittelration für Stoßarbeiter. Du wirst zur Arbeiterklasse gehören und nicht zu diesen schwachbrüstigen Intelligenzlern.» Später wird Lidia noch oft an die Worte des Betriebsleiters denken. Sehr vieles in ihrem Leben wäre ihr erspart geblieben, wäre sie seinem Rat gefolgt.

Nach und nach findet sie Anschluss an ein paar Kommilitonen. Namen aus ihrer Strafakte begegnen mir in ihren Heften wieder: Anna Bokal, Sarah Bortman, Anna



Edelstejn, Lew Poznanskij und vor allem Bella Glaser, die auf Lidia einen starken Eindruck macht – die Tochter einer in die USA ausgewanderten russischen Jüdin, die erst vor kurzem zurückgekommen ist. Die Mutter hat sich scheiden lassen und ist mit ihr aus der Welt des «verfluchten Kapitalismus» ins kommunistische Paradies geflohen. An Bella ist der Glanz Amerikas noch nicht verblasst. Sie trägt Seidenstrümpfe und schicke Schnallenschuhe, besitzt ein Charlestonkleid und einen lila Pelz. Eine charismatische junge Frau mit ungewöhnlicher Bildung, einem messerscharfen, kritischen Verstand und starkem Freiheitswillen. Nach und nach gibt sie Lidia zu verstehen, dass sie in der Sowjetunion alles andere als ein Arbeiterparadies sieht, in ihren Augen handelt es sich um eine korrupte Parteioligarchie, die die Arbeiter verraten hat. Sie spricht Dinge aus, die andere nicht einmal zu denken wagen. Vorsichtig weiht sie Lidia in die Arbeit der «Gruppe zur Befreiung des Proletariats» ein, die sie gegründet hat und die im Untergrund agiert. Mit der Zeit wird Lidia zu ihrer Verbündeten, sie trifft sich regelmäßig mit ihr und den anderen Gruppenmitgliedern. Für sie ist das der einzige Ort, an dem sie offen sprechen, ihre Gedanken frei äußern kann. Schon deshalb wird die Gruppe ihr zur Notwendigkeit, denn oft hat sie Angst, dem Druck der Anpassung, der permanenten Verstellung nicht mehr standzuhalten und etwas zu sagen oder zu tun, das schwerwiegende Folgen für ihr Leben haben könnte. Die Gruppe ist eine Art Schutzraum, eine Atempause, ein kurzzeitiges Versteck vor dem allgegenwärtigen Auge der Überwachungsmaschinerie.

Ständig werden Kampagnen zur Bekämpfung des Analphabetismus durchgeführt. Die Studenten müssen Tribut für das Privileg entrichten, dass sie studieren dürfen. Lidia wird ausgewählt, den Arbeitern einer Schuhfabrik das Lesen

und Schreiben beizubringen. Insgesamt beschäftigt die Fabrik zweihundert Arbeiter, nach einem undurchschaubaren Prinzip werden neun für die Schulung ausgesucht. Im Fabrikgebäude wird ein Klassenzimmer eingerichtet und mit einem Lenin-Porträt und der roten Fahne geschmückt.

Schon am ersten Tag merkt Lidia, dass die Schuhmacher alle lesen und schreiben können. Sie ist verwirrt und schaut hilflos in die Runde. Der Gruppenälteste macht ihr einen treuherzigen Vorschlag: «Der Ordnung halber sollten wir das vorgesehene Programm absolvieren, Genossin Lehrerin.» So kommt es, dass die Schuhmacher drei Monate damit verbringen, abends nach der Arbeit möglichst schnell ein Diktat zu schreiben, mit möglichst ungelenker Schrift und vielen orthographischen und grammatikalischen Fehlern, die von Lidia gewissenhaft mit roter Tinte korrigiert werden. Nach dem Diktat liest sie ihnen aus Romanen und Gedichtbänden vor oder erzählt eine ihrer eigenen Geschichten, die sie seit jeher mit Leichtigkeit erfindet. Gebannt hören die Schuhmacher ihr zu.

Am Ende der Schulung erscheint eine forsche, militärisch gekleidete Frau mit rotem Halstuch, die die Fortschritte der Schüler überprüft. Sie zeigen ihr die vollgeschriebenen Hefte mit den korrigierten Schreibfehlern, beim Vorlesen aus der Zeitung stottern sie und bleiben geflissentlich stecken. Die Kaderfrau ist sehr zufrieden mit den Schülern und der Lehrerin. Sie drückt die Hoffnung aus, dass die Arbeiter bald in der Lage sein werden, Zeitung zu lesen, um anschließend über den Inhalt zu diskutieren. Dann verabschiedet sie sich.

Für diese Farce wird Lidia mit einem Opernabonnement belohnt, außerdem bekommt sie einen Ferienscheck für sich und ihre Schuhmacher. Sie dürfen gemeinsam vier Tage auf die Krim fahren, nach Jalta, Alupka, Aluschta und Sewastopol. Lidia kann sich in den Hotels endlich einmal satt essen, sie genießt das eigene Hotelzimmer und das Baden im Meer. Ihre Schüler machen ihr um die Wette den Hof. Sie will sie nicht kränken und gibt ihnen zu verstehen, dass ihr Herz schon vergeben ist, sie sie aber alle zusammen liebt. Damit geben sie sich zufrieden.

Nach der Rückkehr zahlt man ihr pro Schüler neun Rubel aus, und die dankbaren Schuhmacher schenken ihr zur Erinnerung zwei Paar sehr gute Sommerschuhe mit hohen Absätzen. Mit diesem Geld und in den neuen Schuhen macht sie sich auf den Weg in ihre ersten Ferien nach Mariupol, wo sie sofort wieder konfrontiert ist mit dem familiären Elend. Ihre Eltern und Geschwister hungern. Jakow, der Vater, verdient so gut wie nichts mehr, er ist hinfällig geworden, fast blind. Matilda, die Mutter, muss ihm die Gerichtsakten vorlesen und die schriftlichen Arbeiten für ihn erledigen. Tonja hat eine Anstellung in einer Textilfabrik gefunden, aber sie hilft der Mutter weiterhin im Haushalt und unterstützt sie sogar mit Geld. Meine zehnjährige Mutter Jewgenia geht zur Schule, Sergej, inzwischen fünfzehn, arbeitet für die Kampagne «Das Kirchengold den Hungernden». Er, der selbst halb verhungert ist, hilft dabei, die Kirchen und Synagogen der Stadt auszuweiden, alles Wertvolle – Gold, Silber, Diamanten, Rubine und andere Edelsteine – aus den Gebäuden herauszureißen und an einer Sammelstelle abzuliefern. Dafür bekommt er eine kleine Brotration pro Tag.

Lidia begreift, dass zu Hause niemand auf sie gewartet hat, dass sie hier nur eine unerwünschte zusätzliche Esserin ist. Sie würde der Familie gern helfen, wenn sie nur wüsste, wie. Am liebsten aber würde sie sofort nach Odessa zurückkehren, doch da erreicht sie von ihren Tanten die Nachricht, dass deren Lebensumstände sich verändert haben. Jelenas

Sohn hat geheiratet, jetzt wohnt in ihrer engen Wohnung auch die Schwiegertochter, für Lidia ist kein Platz mehr. Natalia hat den sechzehnjährigen Sohn einer Freundin bei sich aufgenommen, die zusammen mit ihrem Mann verhaftet wurde, und es ist ihr nicht mehr möglich, sich weiterhin an Lidias Verköstigung zu beteiligen.

Die Nachricht ist wie ein Keulenschlag für Lidia. Einige Tage versinkt sie in Resignation, dann steigt Trotz in ihr auf. Dreist beschließt sie, trotzdem nach Odessa zurückzufahren. Wenn sie bei Tante Jelena vor der Tür stehen würde, so malt sie es sich aus, würde diese sie nicht einfach abweisen und der Obdachlosigkeit überlassen können. Und ihre Rechnung geht auf. Jelena lässt sie ein und stellt ihr nach der langen Zugfahrt sogar einen Teller Suppe hin. Zum Schlafen bleibt Lidia nur ein Klappsessel, aber sie ist wieder in Odessa.

Am nächsten Tag stürzt sie sofort los, um sich Arbeit zu suchen. Es regnet in Strömen, sie wird nass bis auf die Haut, doch sie hat wieder einmal Glück. Man stellt sie als Hilfskraft bei einer Ausgabestelle für Lebensmittelmarken ein. Den ganzen Tag sitzt sie an einem dunklen Schalter, prüft Ausweise und reißt Marken ab, nach denen eine nie endende Menschenschlange ansteht. Der Lohn ist so miserabel, dass es ihr, die sich nun selbst verköstigen muss, nicht fürs Sattwerden reicht, geschweige denn dafür, Tante Jelena etwas für die Unterkunft zu geben.

Hilfe kommt von Bella Glaser. Sie hat Beziehungen zur Leiterin der Unibibliothek und vermittelt Lidia dort eine Arbeit. Von nun an muss sie nach den Vorlesungen, von fünf Uhr nachmittags bis zehn Uhr abends, Bücher hin und her schleppen – von den Regalen zur Ausgabe und von der Annahme zu den Regalen. Die Arbeit ist anstrengend, aber Lidia verdient etwas mehr als vorher, und in der Bibliothek



fühlt sie sich wohl. Nach einer kurzen Nacht im Klappsessel hetzt sie morgens oft zu früh zur Uni. Sie hat keine Uhr, darf jedoch auf keinen Fall zu spät kommen. Manchmal schläft sie auf den Stufen vor dem Eingang noch einmal ein, da die Tür noch abgeschlossen ist.

Der Alltag wird immer düsterer, immer perspektivloser. Die Menschen leben auf engstem Raum zusammen und doch alle für sich allein, jeder ist nur mit dem eigenen Überleben beschäftigt. In den Geschäften gibt es nichts mehr außer ungezuckertem Powidl aus Dörrpflaumen. Der Speiseplan in der Mensa besteht im besten Fall aus flüssigem Getreidebrei als Suppe und etwas dickerem Getreidebrei als Hauptgericht. Im schlechteren Fall gibt es Kohlsuppe und danach gedämpften Kohl. Aufs Frühstück verzichtet Lidia zumeist ganz, manchmal ersteht sie am Unibuffet eine Sojafrikadelle, an der man lange kauen kann, weil sie wie aus Hartgummi ist.

Im Frühjahr werden die Studenten in die umliegenden Dörfer geschickt, wo sie die Gründung von Kolchosen vorantreiben und wieder den Analphabetismus bekämpfen sollen. Auf sogenannten Meetings muss Lidia vor den Bauern hohle Phrasen über deren lichte Zukunft in den Kolchosen und den allseitig gebildeten Sowjetmenschen dreschen. Es ist das Jahr 1932, der Beginn der biblischen Hungersnot namens Holodomor. Noch bis vor kurzem galt die mit der fruchtbaren Schwarzerde gesegnete Ukraine als Kornkammer Europas, jetzt wird sie zum Leichenhaus. *Holod* ist das ukrainische Wort für Hunger, *mor* kommt von *moritj* – zermürben, quälen. Stalins großes Kollektivierungsexperiment, das später auch als Genozid am ukrainischen Volk in die Geschichte eingehen wird.

Obwohl es die Zeit der Aussaat ist, arbeitet niemand auf

den Feldern, alles liegt brach. Die Enteignung der Bauern hat die gesamte ukrainische Landwirtschaft zum Erliegen gebracht. Die Bauern, die man von ihren Höfen vertrieben hat, irren umher, hausen auf der nassen Erde, meist Frauen mit ihren abgemagerten, kranken Kindern. Die Männer, die sich geweigert haben, ihr Eigentum der Kollektivierung zu opfern und in eine Kolchose einzutreten, hat man in Lager gebracht oder ermordet. Ganze Landstriche rottet der Hunger aus. Es gibt niemanden mehr, der die Toten begraben könnte. Sie verwesen da, wo sie gestorben sind. Es herrschen Wahnsinn und Kannibalismus.

Zurück von ihrem Landeinsatz, prahlen die Studenten mit ihren Erfolgen bei der Kollektivierung, damit, wie viele Bauern sie überzeugt, wie viele Aufstände sie niedergeschlagen haben. Lidias Bericht ist im Geist kommunistischer Rhetorik verfasst, er enthält, wie sie schreibt, viele sinnlose Zahlen und Zitate aus Stalin-Reden. «Aus dir kann noch etwas werden, Mädchen», sagt der Vorsitzende des Exekutivkomitees wohlwollend, «man muss dich nur noch ein bisschen schleifen.»

Eines Tages taucht Onkel Valentino in Odessa auf. Zuletzt hat Lidia ihn gesehen, als sie ein Kind war, noch eine ganze Weile vor dem Tag, als der einstige Chauffeur ihres Großvaters sie auf seinen rätselhaften Ausflug zu dem deutschen Gärtner mitnahm und danach mit dem Auto verschwand. Nie hat sie das Bild der verlassenen, bereits von Verwahrlosung gezeichneten Datscha vergessen und traut ihren Augen nicht, als Valentino, den sie für tot hielt, plötzlich vor Jelenas Tür steht. Er erzählt nichts darüber, wo er sich die ganze Zeit über aufgehalten hat, aber offenbar ist es ihm gelungen, etwas von seinem Vermögen zu retten, denn er kann es sich leisten, in einem Hotel zu wohnen. Er berichtet



von seinem Bruder Antonio aus Cherson, auf dessen Weingut Lidia sich einst von ihrer Tbc erholte. Man hat ihn inzwischen enteignet und mit Frau und Tochter nach Sibirien verschleppt, wo die kranke, an Knochentuberkulose leidende Tochter keine Überlebenschance hat. Onkel Valentino will versuchen, der Familie zur Flucht nach Odessa zu verhelfen, um dann gemeinsam mit ihr über das Schwarze Meer nach Rumänien zu gelangen.

Während seines Aufenthalts in der Stadt lädt er Lidia mehrmals zum Essen in Restaurants ein und kauft ihr ein paar dringend notwendige Kleidungsstücke. Es ist wie im Traum oder im Märchen. Die glücklichen Zeiten, die sie als Kind zusammen mit ihrer Mutter auf seiner Datscha verbracht hat, kommen ihr vor wie die Erlebnisse eines Menschen, von dem sie in einem Roman gelesen hat.

Nach einigen Wochen kommt Valentinos Bruder Antonio mit seiner Familie tatsächlich nach Odessa, auf irgendwelchen gefahrvollen, geheimen Wegen. Valentino hat die drei für eine astronomische Summe freigekauft und versteckt sie in einer Fischerhütte am Hafen. In einer mondlosen Nacht soll ein Kutter die Flüchtlinge nach Rumänien bringen. Lidia verabschiedet sich von Valentino, umarmt ihn in der bitteren Gewissheit, dass sie ihn nie wiedersehen wird, ihren Onkel oder ihren Vater, mit Sicherheit weiß das nur ihre Mutter. Später hört sie, dass es ihm und seinem Bruder Antonio mit dessen Familie gelungen ist, sich von Rumänien nach Frankreich durchzuschlagen, wo sie wieder Weinbauern geworden sind.

Zum Abschied hat Valentino Lidia sechs schwere Silberlöffel mit dem Monogramm der De Martinos geschenkt. Diese Löffel ernähren sie ein halbes Jahr lang. Jeden Monat versetzt sie einen davon im Torgsin, einem Geschäft für

den «Handel mit Ausländern», obwohl hier niemand mehr Handel mit Ausländern treibt. Längst hat sich der eiserne Vorhang zum Rest der Welt geschlossen, «Ausländer» ist ein Schimpfwort geworden. Im Torgsin versetzen die Odessiten jetzt ihre letzten Habseligkeiten, ein letztes Schmuckstück, ein letztes altes Service. Mitten im Holodomor gibt es in diesem Geschäft alles, was es nur unter Zar Nikolaus II. gegeben hat: Apfelsinen, Schokolade, Schinken, Kaffee, Kaviar. Von dem Geld, das Lidia für einen silbernen Löffel bekommt, kauft sie sich Getreide, Öl und Trockengemüse für einen Monat. Zu Hause kocht sie sich in Jelenas Küche Suppe oder Kascha daraus.

Als überraschende Einnahmequelle erweist sich für sie das Pauspapier, das in Schreibwarengeschäften erhältlich ist. Zufällig hat sie mit Tante Natalia herausgefunden, dass eine Schicht des Pauspapiers aus Batist besteht. Sie weichen das Papier ein und kochen es anschließend so lange, bis der Batist sich abgelöst hat. Nachdem er getrocknet und gebügelt ist, lässt sich daraus wunderbar Unterwäsche nähen, die man auf dem Markt verkaufen oder gegen Lebensmittel tauschen kann. Natürlich hat Tante Natalia keine Nähmaschine, sie sitzen halbe Nächte unter der Lampe in der Küche und sticheln. Das Problem ist nur, dass sie nicht ständig große Mengen Pauspapier kaufen können, das könnte Verdacht erregen. Die Lösung kommt schließlich von Anetschka, Tante Natalias Tochter. Sie arbeitet in einer Bibliothek und entdeckt im Archiv eine Vielzahl von Zeichnungen, die auf Pauspapier gemacht sind. Da sich die Tusche beim besten Willen nicht aus dem Batist herauskochen lässt, tragen die Unterhemden, Schlüpfer und Büstenhalter, die Lidia von nun an mit ihrer Tante näht, die rätselhaften, fragmentarischen Muster technischer Zeichnungen. Trotzdem findet



ihre «Kollektion» reißenden Absatz auf dem Schwarzmarkt. Man muss nur vorsichtig sein, die Polizei ist allgegenwärtig, aber sie haben Glück und werden nie erwischt.

Zusätzliche Einnahmen beschert Lidia immer wieder auch die verordnete Ukrainisierung der Odessiten. Für ein gutes Honorar wird sie mit Übersetzungen von Betriebsverordnungen und Arbeitsbroschüren aus dem Russischen ins Ukrainische beauftragt, ein anderes Mal soll sie die Mitarbeiter der Post auf ihre Ukrainischkenntnisse prüfen. Sie macht ein Diktat mit ihnen – die Prüflinge sprechen nur Russisch und verstehen höchstens die Hälfte, ihre Diktate wimmeln von Fehlern. Lidia muss alle mit «Ungenügend» benoten, worauf sämtliche Postbeamten gezwungen werden, Ukrainischkurse zu belegen. Dank ihrer Kinderfrau beherrscht Lidia das Ukrainische so perfekt, dass jeder sie für eine Muttersprachlerin hält. Das verhilft ihr nicht nur zu dringend benötigten Einnahmen, sondern verleiht ihr auch den überlebenswichtigen proletarischen Anstrich.

Im letzten Studienjahr unternimmt man trotzdem den Versuch, sie von der Universität zu vertreiben. Ohne Begründung werden ihr von heute auf morgen hohe Studiengebühren auferlegt, jedem ist klar, dass sie die nicht bezahlen kann. Als sie schon fast zum Aufgeben bereit ist, fällt ihr ein letzter und einziger Trumpf ein, der sich noch ausspielen lässt. Im Grunde ist es Betrug, da ihr Vater sich längst vom sowjetischen Staat losgesagt hat, aber Lidia setzt alle Hebel in Bewegung und beschafft sich das Gerichtsurteil, nach dem ihr Vater für seine Teilnahme an der antizaristischen revolutionären Arbeiterbewegung zu zwanzig Jahren Verbannung verurteilt wurde. Sie gibt das Papier mit einem entsprechenden Brief im Rektorat ab, und als sie am nächsten Tag im Vestibül an der Tafel vorbeigeht, auf der «Die besten

Studenten unserer Universität» aufgelistet sind, findet sie darunter auch ihren Namen. Von der Studiengebühr ist sie befreit.

Ihre Diplomarbeit schreibt Lidia innerhalb von drei Tagen, nach dem Motto: Papier ist geduldig. Sie vergleicht den ukrainischen Schriftsteller Michailo Kozjubinskij mit Maxim Gorkij und stellt die aus der Luft gegriffene These auf, dass Gorkijs Werk stark von Kozjubinskij beeinflusst ist. Ihren Tutor verwundert das, er hat davon noch nie gehört. Es erstaunt ihn auch, dass sie ihre Diplomarbeit auf Russisch geschrieben hat, aber Lidia erklärt ihm, dass sie ihre guten Russischkenntnisse der Universität verdankt, hier habe sie die Sprache erst gelernt. Für den Bockmist, den sie verzapft hat, bekommt sie eine Eins. In ihrem Diplom steht zu lesen, nun sei sie Dozentin für Literatur – diplomatisch wird verschwiegen, für welche, für die russische oder die ukrainische.

Ihre Anstellung in der Universitätsbibliothek, in der sie zuletzt als Leiterin des Lesesaals gearbeitet hat, endet skandalös. Als man ihr die drei Wochen Urlaub verweigert, die sie beantragt hat, bleibt sie der Arbeit einfach fern. Nach Ablauf der drei Wochen stößt sie auf einen Aushang an der Bibliothekstür: «Der Arbeitsbummelantin Iwaschtschenko L. J. ist der Zutritt zur Bibliothek streng verboten.» Aber das spielt für sie keine Rolle mehr, ihre Zeit in Odessa ist sowieso vorbei.

Für die Abschlussfeier näht ihr die gute Tante Natalia aus einem alten Rock ein Kleid in der Modefarbe *elektrik*, außerdem einen weißen Bolero aus dem aus Pauspapier gewonnenen Batist. Dazu trägt Lidia ein Paar der eleganten Schuhe, die ihr die Schuhmacher geschenkt haben. Die Partei und der Genosse Stalin spendieren den Absolventen eine Frikadelle mit Kartoffeln, zum Nachtisch ein süßes Brötchen und eine Tasse Tee. Lidia bemerkt, dass sie offenkundig nicht die Einzige ist, die die ukrainische Unschuld vom Lande gespielt hat. Als der gemütliche Teil des Abends mit Tanz und alkoholischen Getränken beginnt, vergessen die meisten, dass sie Ukrainisch sprechen müssen, und verfallen freudig ins Russische.

Lidia kehrt zurück nach Mariupol. Ihre Hauptaufgabe sieht sie nun darin, ihrem Bruder und ihrer Schwester eine Ausbildung zu ermöglichen und ihre Eltern zu unterstützen. Von ihrer Zukunft hat sie keinerlei Vorstellungen. Sie denkt weder an einen richtigen Beruf noch an eine eigene Familie. Es geht weiterhin nur ums Überleben.

Sie kommt als Redakteurin und Übersetzerin bei der Zeitung «Asowscher Proletarier» unter. Das Gehalt ist annehmbar, außerdem gibt es ein kostenloses Mittagessen in der Kantine. Abends, nach Redaktionsschluss, unterrichtet sie wieder, sie bringt den Arbeitern eines Eisenhüttenwerks Lesen und Schreiben bei. Die zwei Gehälter machen die Familie endlich halbwegs satt, die Eltern scheinen ein wenig aufzuleben.

Eines Tages, sie ist erst seit einigen Wochen bei der Zeitung, kommt kurz vor Redaktionsschluss eine Meldung herein, die am nächsten Tag an gut sichtbarer Stelle im Blatt erscheinen muss. Es geht um die Einberufung einer geschlossenen Versammlung des Parteiaktivs, die am Folgetag um sechs Uhr im Bibliothekspavillon des Kulturparks stattfinden soll, Erscheinen ist Pflicht. Lidia übersetzt den einfachen Text ins Ukrainische und gibt ihn in die Druckerei. Am nächsten Morgen entlädt sich ein schreckliches Gewitter. Die Parteiaktivisten hatten sich morgens um sechs verschlafen und verschreckt im Kulturpark eingefunden (nicht